Fr. Schillers

Geschichte

des

dreyßigjährigen Kriegs.

Zweiter Band.

Frankenthal,
im Verlag der Gegelischen Buchdruckerey und
Buchhandlung 1791.

Vorrede.

Selten ist in Deutschland eine Schrift mit lebhafterem und allgemeinerem Beyfall gelesen worden, als die erste Hälfte der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, womit Herr Hofrath Schiller dem Historischen Kalender für Damen 1791 einen Werth gegeben hat, dessen wohl noch kein anderes Taschenbuch dieser Art sich rühmen konnte.

Denn wiewohl diese Geschichte vorzüglich und namentlich für Leserinnen bestimmt war, so glaube ich doch ohne Uebertreibung sagen zu können, daß sie so viele Leser gehabt habe, als es in dem ganzen Umfang unsrer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad

von Cultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkte seiner völligen Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt; einen Versuch, der bereits alles was unsre Litteratur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurück ließ, und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bey seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben den Hume, Robertson und Gibbon empor zu arbeiten, gezeigt hatte, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaterlandes widmen möchte.

Herr

Herr Schiller, nachdem er seine Bearbeitung des dreyßigjährigen Krieges bis zu dem entscheidenden Treffen bey Leipzig (1631) fortgeführt, mußte gerade da abbrechen, wo der Schauplatz (nach seinem eigenen Ausdruck) immer reicher an schimmernden Thaten, reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen wurde: und natürlicher Weise war das Verlangen nach der Fortsetzung dem Vergnügen gleich, womit der Anfang dieses Werkes aufgenommen worden, und die Erwartung, daß der Verfasser den abgerißnen Faden, seinem Versprechen gemäß, im nächst folgenden Jahre wieder aufnehmen würde, um so gewisser, da er die Erfüllung derselben von einer Bedingung hatte abhangen lassen, welche auf Seiten seiner Leserinnen und Leser aufs vollkommenste erfüllt worden war.

Je ungeduldiger also das Verlangen des Publikums und je gegründeter seine Erwartung

war, desto unangenehmer muß es demselben seyn, anstatt der gehoften Vollendung dieser Geschichte nur ein abermaliges Bruchstück zu erhalten. Aber gewiß schmeichle ich meinem vortreflichen Freunde (der unter der Unmöglichkeit sein gegebenes Wort zu erfüllen selbst am empfindlichsten leidet) nicht zu viel, wenn ich sage, daß die — bereits allgemein bekannte — Ursache dieser Unmöglichkeit den Liebhabern seiner Schriften noch weit schmerzlicher fallen werde, als ihre getäuschte Hoffnung; und dieß um so mehr, da es nur zu gewiß ist, daß eben der zu sehr angestrengte Eifer, womit er in lezt verwichnem Winter sich mit der Fortsetzung dieses so mühevollen, eine so aufmerksame Aufsuchung, Durchlesung, Vergleichung und Prüfung aller Quellen, und in Bearbeitung der gesammelten und geordneten Materialien eine ununterbrochene Spannung aller Geisteskräfte erfodernden Werkes beschäftigte, am meisten darzu beygetragen, ihm eine Krankheit zuzuziehen, deren ausserordentliche Zufälle und

allen

allen Hülfsquellen der Heilkunst Trotz bietende Hartnäckigkeit sein Leben mehr als einmal in die größte Gefahr gesezt, und, selbst nachdem sie endlich durch die glückliche Kunst seines berühmten Arztes und den Gebrauch des Karlsbader Wassers gedämpft worden, seinen Körper doch so sehr geschwächt hat, daß die Hoffnung, ein Leben, das allen die ihn kennen so theuer ist, zu erhalten, vor der Hand lediglich auf gänzlicher Abziehung von allen, mit anhaltender Aufmerksamkeit verbundenen Arbeiten beruhet.

So gewiß Herr Hofrath Schiller bey so bewandten Umständen auf die Theilnehmung und Nachsicht des Publikums, welchem er seiner Talente wegen nicht weniger, als seinen Freunden wegen seines Herzens, theuer ist, zu rechnen hat: so gewiß darf sich auch der Herr Verleger (wie ich in seinem Namen hoffe) zu der Billigkeit des Publikums versehen, daß es diese nicht vorher zu sehenden Zufälle ihn um so weniger entgelten lassen werde, da er, wie

der Augenschein zeigt, weder Mühe noch Kosten gespart hat, den dritten Jahrgange seines mit so gütiger Aufnahme begünstigten Damen-Kalenders in allen von ihm abhangenden Stücken eine Vollkommenheit zu geben, die ein Beweis ist, daß er bey dieser kostspieligen Unternehmung weniger seinen eigenen Vortheil, als sein Verlangen, den Geschmack der schönen Kunstliebhaberinnen möglichst zu befriedigen, und, so viel an ihm ist, der Nation Ehre zu machen, zu Rathe gezogen habe. Ich meines Ortes, indem ich, den Wünschen der Freundschaft nachgebend, mich gegenwärtiger Anrede an das Publikum unterziehe, thue es mit desto froherem Muthe, da ich die Versicherung hinzu fügen kann, daß wir uns, allen Anscheinungen nach, gegründete Hoffnung machen dürfen, der vortrefliche Mann, von welchem bisher die Rede war, und von dessen Genie, Talenten und edlem Eifer sich um die Nation verdient zu machen, noch so viel Schönes und Gutes zu erwarten ist, werde uns völlig

wie-

wiedergegeben, und, nach hinlänglicher Erholung seiner Kräfte, wieder in den Stand gesezt werden, nicht nur dieses angefangene Werk glücklich zu Ende zu bringen, sondern auch sein übriges Leben ähnlichen Ausarbeitungen anderer, nicht minder wichtiger Stücke der Deutschen Geschichte zu widmen, deren Darstellung auf seine Meisterhand wartet.

Auch bloß in dieser Rücksicht werden sich, wie ich nicht zweifle, alle Freunde unsers allgemeinen Vaterlandes mit mir vereinigen, demselben zu dieser Hoffnung Glück zu wünschen. Denn gewiß (oder ich müßte mich sehr irren) sind es gerade solche Gemählde allgemein interessanter, aus der Deutschen Geschichte ausgehobener Stücke — mit diesem viel umfassenden Scharfblick, mit dieser Unpartheylichkeit und Freyheit von Vorurtheilen, aber auch mit dieser Humanität, Billigkeit und Schonung, selbst gegen diejenigen, deren Denkart man nicht billigen kann, oder deren Handlungen man zu ver-

verabscheuen gezwungen ist — mit dieser beständigen Rücksicht auf das allgemeine Vaterland und das wahre Beste desselben, und (was nicht weniger wesentlich ist) mit so viel Wärme, Stärke, Beredsamkeit und Geschmack, kurz, so ausgeführt, wie Schiller sie auszuführen fähig ist — gewiß sind es solche historische Gemählde aus unsrer Geschichte, was eines der wirksamsten Mittel wäre, unter den so zahlreichen und so ungleichartigen Völkerschaften, aus welcher die deutsche Nation zusammen gesezt ist, diesen Gemeingeist wieder anzufachen und zu unterhalten, der in unserm Jahrhundert mehr ab- als zugenommen zu haben scheint, und gleichwohl zur Erhaltung, und noch mehr zu möglichster Vervollkommnung unserer eben so glücklichen als in ihrer Art einzigen Verfassung so unentbehrlich ist.

Vorausgesezt, daß alle bisherige Staatsverfassungen großer Völker nicht als Kunstwerke menschlicher Weisheit, nach Einem festen, ganz durchdachten und mit sich selbst durch-

aus

aus übereinstimmenden Plan entworfen und gleichsam mit Einem Guß hervorgebracht, sondern als langsam und stückweise zusammen gefügte und ausgebildete Producte des Schicksals und der Zeit zu betrachten sind — wird jeder unbefangene Weltbürger (däucht mich) gestehen müssen, daß die dermalige Organisation des gesamten Deutschen Staatskörpers die beste ist, die ihm unter allen Statt findenden Umständen von jener berühmten Nationalversammlung zu Oßnabrück gegeben werden konnte. Sie gewährt, im Ganzen genommen, der Nation alle Vortheile einer durch Gesetze beschränkten, milden und väterlichen Regierungsform, und sichert selbst diejenigen unmittelbaren und mittelbaren Stände, deren Verfassung mehr oder weniger republicanisch ist, wo nicht vor allen Nachtheilen die mit dieser Form verbunden sind, doch wenigstens vor der unerträglichsten aller Tyranneyen, vor Unterdrückung von demokratischem oder aristokratischem Despotismus.

Es ist wahr, unsre allgemeine Reichsver-fassung kann, um den Wohlstand und die Glück-seligkeit der Nation zu bewirken, so wenig, und vielleicht weniger als irgend eine andere, der freyen moralischen Ursachen entbeh-ren, welche zu diesem Zweck in ihr harmonisch zusammen wirken müssen; und es kommt also bey uns, wie überall, sehr viel auf die Denk-art, die Gesinnungen, den Grad der Cultur und Aufklärung, kurz, auf den Charakter, die Tugenden oder Untugenden der Regenten und Obrigkeiten an. Aber auch in dieser Rücksicht ist vielleicht keine Nation des Erdbodens, die sich einer glücklichern Lage rühmen könnte, als unsre dermalige ist. Der größere Theil unse-rer Regenten (ich will lieber weniger sagen, als mich auch nur dem Schatten des Verdachts aussetzen, daß ich schmeicheln wolle, wo ich nur die Wahrheit zu sagen wünsche) zeichnet sich durch eine ihres hohen Berufs würdige Denkart, durch den Willen das Wohl ihrer Untergebenen und das Gute überhaupt zu be-

för-

fördern, durch Talente, Kenntnisse, Thätigkeit, Schätzung der Wissenschaften und Künste, kurz, durch Eigenschaften des Geistes und Herzens aus, wodurch sie sich auch im Privatstande der öffentlichen Hochachtung würdig machen würden. Beynahe durch alle Theile des Deutschen Reiches verbreitet sich — schneller oder langsamer, aber doch unaufhaltbar — der wohlthätige Geist der Aufklärung über angeerbte Irrthümer und Vorurtheile, und ein immer zunehmendes Bestreben nach Verbesserungen, nach Abstellung alter Mißbräuche, Erleichterung der Lasten des Volks, Aufmunterung und Beförderung aller Arten gemeinnütziger Unternehmungen. Nie ist der Zustand der Wissenschaften in Deutschland so blühend, die öffentliche Erziehung nie so gut, die Freyheit zu denken und laut zu sagen was man für wahr und recht hält (das Palladium der Menschheit) nie in einem so großen Theile von Deutschland respectirt und von den Regenten selbst geschüzt und begünstigt worden, als in unsern Tagen.

Und, was gewiß jeder deutsche Patriot mit mir unter die vornehmsten Glückseligkeiten unsrer Zeit rechnen wird, seit mehrern Jahrhunderten haben die Fürsten und Stände des Deutschen Reichs kein Oberhaupt an ihrer Spitze gesehen, welches die großen Eigenschaften und Tugenden, die des ersten Thrones der Welt würdig, und das Glück der Nation zu fördern und zu befestigen am geschicktesten sind, in einem so hohen Grade besessen hätte, als Kaiser Leopold der Zweyte, und nie hat Germanien von dem Einflusse des Geistes seines Königs, und von dessen, in einträchtiger Verbindung mit seinen übrigen Fürsten, zum gemeinen Besten wirksamen Thätigkeit sich so viel Gutes zu versprechen gehabt.

Noch zähle ich es zu den besondern Vortheilen unsrer gegenwärtigen Lage, daß die Aufklärung (ich hoffe, der Sinn, worin ich dieses Wort gebrauche, könne keiner Zweydeutigkeit unterworfen seyn) bey uns von Oben

herab

herab zu wirken anfängt, und durch diesen Gang vieler noch wünschenswürdigen und nöthigen Verbesserungen den gefährlichen Folgen eines entgegen gesetzten Gangs — welche ohne dieß bey uns weniger als bey irgend einem Europäischen Volke zu fürchten sind — um so gewisser zuvorkommen werde.

Der Zweck und die Schranken dieser Vorrede erlauben mir nicht, das Wenige, was ich hier im Vorbeygehen von den besondern Vortheilen sowohl unsrer allgemeinen Verfassung als unsrer dermaligen Lage berührt habe, weiter, geschweige nach der Wichtigkeit und dem Reichthume des Gegenstandes auszuführen. Ich weiß sehr gut, was mir diejenigen entgegen setzen können, die mit dem Zustande ihres besondern Vaterlandes (vielleicht nur für den Augenblick) wenig zufrieden zu seyn Ursache haben, und dadurch um so aufgelegter sind, auch die Mängel unsrer allgemeinen Verfassung in einem strengern Lichte zu sehen. Aber,

wer unterm Monde keine Platonische Republiken und Utopische Monarchien realisirt zu sehen verlangt; wer mit der Natur und dem Lauf der menschlichen Dinge bekannt genug ist, um zu wissen wie Gutes und Böses einander compensirt, wie fast immer ein großes Gut mit beträchtlichen Ungemächlichkeiten, und sogar mit Uebeln, die für sich allein betrachtet nicht gering sind, unvermeidlich verbunden ist, und kurz, wer einsehen gelernt hat, daß ein leidlicher Zustand das höchste ist, was die Sterblichen sich hienieden vernünftiger Weise versprechen dürfen, wiewohl uns (durch eine weise Veranstaltung der Natur) die Hoffnung immer mit größern Erwartungen von der Zukunft als diese erfüllen kann, schmeichelt: der wird — nach billiger Schätzung dessen, was wir haben und was wir entbehren, was wir durch unsre Constitution gewinnen, und worauf wir, weil es damit unverträglich ist, willig Verzicht thun müssen — finden, daß wir Ursache haben, mit unserm

Loose zufrieden zu seyn. Man hört — um, z. B. nur Eines Punkts zu erwähnen — nicht selten die Zertheilung des Deutschen Reichs in etliche hundert größere und kleinere, ja großen Theils sehr winzige, unmittelbare, mit Landeshoheit begabte und von einander unabhängige Stände, als die Ursache angeben, warum Deutschland, so lange diese Verfassung dauern werde, niemals zu dem hohen Gipfel von innerlicher Stärke, nie zu dem blühenden Wohlstand und dem Ansehen und Gewicht unter den Europäischen Mächten, woran es unter einer andern Verfassung Anspruch zu machen hätte, gelangen werde.

Man kann, wie ich glaube, diesen Vorwurf so viel gelten lassen als er nur immer gelten mag, und doch mit gutem Grunde behaupten, daß demungeachtet die Vortheile, welche aus dieser Zertheilung im Ganzen für uns entspringen, das Nachtheilige bey weitem überwiegen; oder vielmehr, daß sie es gerade

ist, der wir diese Vortheile zu verdanken haben.

Man muß, wenn man den Wohlstand und die Vorzüglichkeiten der Deutschen Nation in Vergleichung mit andern berechnen will, nicht vergessen, daß die mittelländische Lage der meisten Deutschen Provinzen und andere von der Natur des Bodens und Klima's abhangende Umstände uns, auch bey jeder andern monarchischen oder republicanischen Verfassung gewisse unüberschreitbare Grenzen setzen würden. Auch muß billig mit in den Anschlag kommen, daß wir, durch eine Verkettung vormaliger Umstände und Ursachen, woran unsre dermalige Verfassung sehr unschuldig ist, in der Cultur hinter den südlichern und westlichern Nationen von Europa nothwendig zurück bleiben mußten; und daß vornehmlich der so langwierige und blutige Kampf unsrer Vorfahren gegen die despotischen Unternehmungen Carls V. und Ferdinands II. das dadurch äu-

serst entkräftete Deutschland in dieser Rücksicht um mehr als hundert Jahre zurück geworfen hat. Und gleichwohl, wo ist das Europäische Reich, welches — alle physischen Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, und alle Vortheile der frühern Cultur und günstiger Zufälle abgerechnet — bey gleicher Größe, der unsrigen (ich sage nicht in einzelnen Theilen, sondern im Ganzen) an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl großer und reicher, als an Menge mittelmäßiger, aber wohl polizirter, betriebsamer und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, dem Deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte? In den meisten andern Ländern giebt es zwischen übermäßigem Reichthum und drückender Armuth, äußerstem Luxus und äußerster Dürftigkeit, höchster üppigster Verfeinerung und thierischer Roheit, wenig Mittelgrade: in Deutschland hingegen ist die Anzahl dieser

Stufen, die Menge einzelner Personen und Familien, die sich verhältnißmäßig wohl befinden, die Menge der Aussichten, Wege und Hülfsmittel, die den Bürgern des Deutschen Reichs allenthalben offen stehen, sich durch Talente, Wissenschaft, Geschicklichkeit und Brauchbarkeit empor zu helfen, oder wenigstens eine Existenz, womit ein jeder in seiner Classe und Art bey mäßigen Wünschen zufrieden seyn kann, zu verschaffen, unläugbar größer als in irgend einem andern Lande. Wenn jene Mittelmäßigkeit, die uns so oft mit mehr übler Laune als Billigkeit vorgeworfen wird, uns in gewissen Künsten, in Sachen des Geschmacks überhaupt, und in jenem höchst verfeinerten Lebensgenuß (der ohne eine ungeheure Hauptstadt, worin sich der ganze Nationalreichthum concentrirt, nicht Statt finden, und auch in dieser nur das Loos weniger glücklicher Müßiggänger seyn kann) mehr oder weniger enge Schranken setzt: so ist es hingegen eben diese goldene Mittelmäßigkeit, der wir Vorzüge von

unend-

unendlich größerm Werth, der wir, im Ganzen genommen, mehr Gesundheit des Leibes und der Seele, unverdorbnere Sitten, und, durch die Menge wohl eingerichteter Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, wodurch sich Deutschland, vermöge seiner Verfassung, vor allen andern Reichen auszeichnet, eine ungleich weiter und über eine größere Anzahl Menschen ausgebreitete Aufklärung, Ausbildung und Veredlung schuldig sind.

Es bedarf keines Beweises, da es einem jeden bey der flüchtigsten Ueberdenkung in die Augen springen muß, daß alle diese Vorzüge natürliche Folgen jener Zertheilung in eine so große Anzahl kleinerer, und in ihren besondern Verfassungen beynahe alle mögliche Verschiedenheiten darstellender Staaten, sind.

Es ist wahr, diese Art von Organisation des Germanischen Körpers giebt ihm eine gewisse politische Schwere und Unbehülflichkeit in

seinen Bewegungen, die in verschiedenen Rücksichten nachtheilig ist; er kann sich, vermöge derselben, weniger in die Angelegenheiten andrer Mächte mischen, keine Eroberungen machen, und sogar sich selbst gegen auswärtige Angriffe nicht so bequem vertheidigen, als bey einer andern Constitution: aber dafür versichert sie ihm auch eine innerliche Ruhe, und — in so fern (wie zu hoffen ist) die ziemlich erschlafften Bande, wodurch die Stände des Reichs unter einander und mit ihrem Oberhaupte zusammen hangen, unter einem so weisen und thätigen Kaiser als Leopold II. immer fester zusammen gezogen werden — eine äußerliche Sicherheit, die unser unaufhaltbares Fortschreiten in allem, was unsern Wohlstand noch um manche Stufen erhöhen kann, unendlich begünstigen wird. Glücklicher Weise hat uns die Französische Revolution, von der Seite die uns immer die gefährlichste war, auf Jahrhunderte sicher gestellt: wir haben keinen Ludwig XIV. mehr zu fürchten; die West-

fran-

franken können sich bey ihrer neuen Verfassung nur durch den ewigen Frieden, den sie der Welt angelobt haben, erhalten; und dieser einzige Umstand, däucht mich, sollte den 14. Julius oder vielmehr den 14. September auch für alle patriotische Deutsche zu einem allgemeinen Festtag machen. Wenn von nun an irgend eine Gefahr unsre Verfassung erschüttern und uns den unschätzbaren Segen eines ewigen Friedens zu entziehen drohen sollte, so müßte sie aus unserm eignen Mittel entspringen. Aber auch hierüber können wir und unsre Nachkommen noch so lange ruhig seyn, als es große Mächte in Europa geben wird, denen daran gelegen ist, keine andere auf Kosten des Deutschen Reichskörpers größer werden zu lassen.

Indessen ist doch — bey allen Vortheilen, die wir unsrer Verfassung, und besonders der Zertheilung des Deutschen Reichs unter so viele kleinere und größere Landesherren zu danken haben — nicht zu läugnen, daß diese

letztere, außer der bereits berührten Unbequemlichkeit noch kein anderes Uebel nach sich zieht, von welchem wir uns nicht verbergen können, daß seine natürliche Folge, die immer zunehmende Erschlaffung des allgemeinen Bandes, das so viele ungleichartige und in so mancherley Rücksicht dissonirende Theile zusammen halten soll, uns unaufhörlich, wiewohl unvermerkt, dem Momente der Auflösung des Ganzen nähern würde, wenn nicht entgegen arbeitende Kräfte der Wirkung dieser innern Ursache seiner Zerstörung das Gleichgewicht hielten.

Dieses Uebel (worauf diejenigen, die am meisten dabey zu verlieren haben, nicht aufmerksam genug zu seyn scheinen) ist die große Schwäche, oder vielmehr, (wenn wir uns selbst nicht zu unserm eignen Schaden täuschen wollen) die gänzliche Abwesenheit jenes Gemeinsinnes und Nationalgeistes, der sich mehr oder weniger bey allen Völkern äußert, die, es sey durch eine rein monarchische oder rein republi-

canische, oder eine aus beyden gehörig zusammen gesetzte Verfassung zu einem Ganzen organisirt sind, das aus gleichartigen und in gleicher Maße von den Gesetzen und einem gemeinschaftlichen Oberhaupt abhangenden Theilen besteht. Es ist nur zu wahr, was uns so oft von Ausländern, die uns näher kennen lernen, vorgeworfen wird: wer das Deutsche Reich aufmerksam durchwandert, lernt zwar nach und nach Oesterreicher, Brandenburger, Sachsen, Pfälzer, Bayern, Hessen, Würtemberger u. s. w. mit etlichen hundert kleinern, durch mancherley Unterabtheilungen und unter mancherley Gestalten immer schmächtiger werdende, nach dem Namen des Reichsstandes, dem sie untergeben sind, benannte Völkerschaften, aber keine Deutschen kennen, und sucht im ganzen Deutschen Reiche vergebens dieses Germanien, dessen König der erwählte Kaiser ist. Jeder von dieser ungeheuern Menge Staaten im Staate hat seinen eigenen kleinen Gemeingeist, so wie sein eigenes, ihm selbst sehr erhebliches,

aber

aber mit den entferntern Theilen gar nicht, oder nur sehr unmerklich zusammen hangendes Interesse: was Wunder also, wenn Gleichgültigkeit und Kälte gegen allgemeines Nationalinteresse, gegen alles, was das Ansehen und den Glanz der Deutschen Nation, alles, was den allgemeinen Wohlstand, den allgemeinen Flor befördert, oder befördern könnte, den Fremden als ein Charakterzug der Deutschen auffällt, und uns, nach ihrer Schätzung, unendlich weit unter den innern Werth herab würdigen muß, den uns, wenn wir uns selber zu schätzen wüßten, kein anderes Volk der Erde streitig machen könnte!

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, was für Mittel die unmittelbaren Stände des Reichs, als die constitutionsmäßigen Repräsentanten der Nation, vielleicht in den Händen hätten, diesem Uebel mit vereinigten Kräften zu steuern und abzuhelfen. Aber, wenn sich

auch,

auch, wie ich glaube, verschiedene National-Institute denken ließen, welche mit gutem Erfolg zu diesem großen Zweck in Wirksamkeit gesetzt werden könnten: so wird doch, allem Anschein nach, das einzige Mittel, wozu keine Vereinigung aller Häupter der Nation nöthig ist — ein Mittel, welches, seiner Natur nach, in einem großen und täglich sich immer weiter ausdehnenden Umfang wirkt, vor der Hand das Beste thun müssen. Daß die Kraft und Wirkung desselben bloß moralisch ist, vermindert seinen Werth so wenig, daß es vielmehr eben darum, weil es auf die Köpfe und Herzen wirkt, seinen heilsamen Zweck zwar langsamer und unvermerkter, aber desto gewisser, kräftiger und dauerhafter erreichen wird.

Und dieses Mittel? — ist, mit Einem Worte, der Einfluß der Schriftsteller — derjenigen nehmlich, die durch Genie, Energie der Seele, Imagination, Beredsamkeit und Darstellungskunst auf die Gemüther der Men-

schen lebhafte Eindrücke zu machen geschickt sind. Sie — sind gewisser Maßen, die eigentlichen Männer der Nation, denn ihr unmittelbarer Wirkungskreis ist ganz Deutschland; sie werden überall gelesen, ihre Schriften dringen nach und nach bis in die kleinsten Städte, und durch sie fängt es bereits selbst in solchen Gegenden an zu tagen, auf welchen vor fünf und zwanzig Jahren noch die dickste Finsterniß lag. Wenn diese erst selbst von ächtem Patriotismus begeistert, von aufgeklärter Schätzung der Vortheile unsrer Constitution geleitet, und von reinem Eifer für das allgemeine Beste erwärmt seyn werden: gewiß, dann wird und muß es ihnen durch anhaltende Bestrebungen endlich gelingen, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in jedem Deutschen Herzen anzufachen, und diesen Gemeinsinn zu erwecken, der allein vermögend ist, die durch so vielerley verschiedene Namen, Dialekte, Lebensweisen, religiöse und politische Verfassungen getrennten Einwohner Germaniens in der That in Einen lebendigen Staatskörper zu ver-

vereinigen, und diesen gewaltigen Leib mit Gesinnungen zu beseelen, die eines großen, edeln, tapfern und aufgeklärten Volkes würdig sind.

Wenn ich nicht sehr irre, so kann zu diesem schönen Zwecke schwerlich Etwas wirksamer seyn, als diese Art von Anbauung des unermeßlichen Feldes unsrer vaterländischen Geschichte, von welcher ich oben bereits gesprochen habe. An Materialien, die nur auf die Bearbeitung des Genies warten, fehlt es, Dank sey dem eisernen Fleiße, der von jeher als eine eigene Tugend der Deutschen gepriesen wurde! keinem Volke weniger als uns; und es wäre nun wohl einmal Zeit, einen so reichen Schatz, durch die geschickteste Anwendung zu jenem Endzweck, gemeinnützlich zu machen.

In dieser Rücksicht wäre vielleicht die dramatische Behandlungsart eine der schicklichsten Formen für solche historische Gemählde,

de, wie ich hier im Sinne habe, und womit ich unsre Litteratur — die noch erst ein einziges Werk des Genies in diesem Fache aufzuweisen hat — bereichert zu sehen wünsche. Welch eine herrliche Galerie müßte es um eine Reihe solcher Gemählde seyn, wozu unsre Geschichte, von Karl dem Großen an, den Stoff liefert, wenn sie von Meisterhänden ausgeführt würden!

Der große Marlborough schämte sich nicht zu gestehen, daß er alle seine Kenntniß der Brittischen Geschichte aus — Shakespears Schauspielen geschöpft habe. Eine solche historische Pözile, zu unserm Gebrauch aus unserer Geschichte gezogen, würde — ohne die schätzbaren Arbeiten unsrer diplomatischen, kritischen und systematischen Historiker unnütz zu machen — für alle Classen und Arten von Lesern eben so nützlich als angenehm unterhaltend seyn, vornehmlich aber zu Vertilgung so mancher alter Vorurtheile, zu Ertödtung der Ueberreste eines unseligen Parteygeistes, zu anschaulichen Begriffen

sen über die allmähliche Entstehung unsrer Verfassung, und über die Beziehungen ihrer besondern Theile auf den Charakter und die Umstände der Zeit worin sie entstanden, und zu Aufklärung über tausend Dinge, woran allen gelegen ist, nicht wenig beytragen; und indem sie uns für die merkwürdigsten Epoken, die größten Männer und die wichtigsten Begebenheiten der Nation die lebhafteste Theilnehmung einflößte: wie sollte sie des edeln Zwecks verfehlen können, jenen Gemeingeist, jene warme Liebe des allgemeinen Vaterlandes, jenen Antheil an allem, was auch in entfernten und mit uns nicht unmittelbar zusammen hangenden Theilen desselben auf den Ruhm oder die Schmach, das Wohl oder Weh der Nation Beziehung hat, zu entzünden und zu nähren, der allen noch möglichen und wünschenswerthen Verbesserungen, und selbst der Erhaltung unsrer glücklichen Verfassung zum Grunde liegen muß.

Da ich mich am Ende dieser Betrachtungen gerade wieder auf dem Punkte, von welchem sie ausgegangen sind, befinde: so bleibt mir dießmal nichts übrig, als die Hoffnung, die wir uns in jener Rücksicht von der historischen Muse meines vortrefflichen Freundes zu machen berechtigt sind, mit meinen wärmsten und aufrichtigsten Wünschen zu begleiten.

Weimar den 10. October 1791.

Wieland.

Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs.

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Gustav Adolphs bey Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung gewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Muth seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht, und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblick an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter großer Thaten. Hätte Alexanders Ungestüm nicht am Granikus gesiegt, nimmer hätte dieser Eroberer das Persische Reich

zertrümmert. Man bemerkt fortan in allen Kriegs-Unternehmungen des Schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den mißlichsten Lagen, mehr trotzige Verhöhnung der Gefahr, eine stolzere Sprache gegen seinen Feind, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundsgenossen, und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechselte er s e i n e Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tillys Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schooße gesehen hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme, hatten schon seit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläuftigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war

doch

doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweydeutige Vorrecht, nur sein eigner Feind zu seyn, und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem Schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das harmonische Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolph die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit als Muth benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblicks darbot, und gleich geschickt im Kabinet wie im Felde, zerriß er die Fallstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern, ohne den Ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurück leiten konnte, und an den Ufern des Rheins wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Tilly bey

Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der Schwedischen Bundsgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer als man berechnet, größer als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeitz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gemachten Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch versuchen sollte. Hatte man anfangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeit lang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolph durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertiget, so wurde von ferne schon an dem Um-

sturz

sturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erringen; aber sein entschloßner Muth, seine tiefdringende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die sich jetzt erst erdreisteten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten, und öffentlich seine Parten zu ergreifen. Sie, welche weder mit Gustav Adolphs Größe wetteifern, noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Großmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und, unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem Schwedischen Helden. Dieß war der Fall mit den meisten Reichsstädten, und überhaupt mit den schwächern protestantischen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutschland führten, und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen auf-

nahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn verspritzten. Seine staatskluge Schonung des Deutschen Stolzes, sein leutseliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, seine Achtung für die Gesetze waren eben so viele Fesseln, die er dem besorglichen Geiste der Deutschen Protestanten anlegte; und die schreyenden Barbareyen der Kaiserlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mäßigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn Gustav Adolph seinem eigenen Genie das meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede seyn, daß das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwey große Vortheile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die Ligistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, entzog er dem Feind alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner

sein=

seine Gegner, die Fürsten der Ligue, unter sich selbst getheilt, von ganz verschiedenem Interesse geleitet, ohne Einstimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherrn an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorsam, ihren zerstreuten Heeren an Zusammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Gesetzgeber und Staatsmann getrennt war; so war hingegen in Gustav Adolph beydes vereinigt. Er, die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete. Er allein die Seele seiner ganzen Parthey, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenparthey mangelte. Kein Wunder, daß, von solchen Vortheilen begünstigt, an der Spitze einer Armee, mit einem solchen Genie begabt sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischen Klugheit geleitet, Gustav Adolph unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, sieht man ihn jetzt Deutschland von einem Ende zum andern als Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel

mehr Zeit durchschreiten, als ein anderer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Festungen die Schlüssel entgegen getragen. Kein Schloß ist ihm unersteiglich, kein Strom hemmt seine siegreiche Bahn, oft siegt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainstrom sieht man die Schwedischen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz ist frey, die Spanier und Lothringer über den Rhein und die Mosel gewichen. Ueber die Churmainzischen, Würzburgischen und Bambergischen Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reißende Fluth ergossen, und drey flüchtige Bischöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trift endlich auch den Schuldigsten von allen, und den Anführer der Ligue, Maximilian, auf seinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er andern bereitet hatte. Weder das abschreckende Schicksal seiner Bundsgenossen, noch die gütlichen Anerbietungen Gustavs, der mitten im Laufe seiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieses Prinzen besiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der sich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derselben stellt, wälzt sich der Krieg in die

Bay-

Bayrischen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von Schwedischen Kriegern; in seine festen Schlösser verkrochen, überläßt der geschlagene Churfürst seine entblößten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des Bayrischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnet seine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Thronreichs über den Verlust seiner Länder.

Indem Gustav Adolph in den südlichen Grenzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet, und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserlichen Joche; die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser der Elbe weichen die Oesterreichischen Garnisonen. In Westphalen und am obern Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzosen furcht-

furchtbar; ostwärts wird beynahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der Oesterreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beystand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbey, welche die Niederländische Tapferkeit jenseit des Rheins beschäftiget; umsonst strebt er den Römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit geprängvollen Prozessionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und statt des gefoderten Geldes zeigt man ihm Mantuas verwüstete Fluren.

Jetzt wird der hochfahrende Despot seiner Menschlichkeit gewahr, und der Abfall seiner Freunde, der Ruin seiner Bundsgenossen, die immer wachsende Gefahr überzeugen ihn von der Nichtigkeit seiner stolzen Entwürfe. Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden ligistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt

schwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die Oesterreichische Macht so lange Zeit sicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe an den unvertheidigten Grenzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundsgenossen; Maximilian von Bayern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen, und durch ein langes Mißgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegrische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendste Bedürfniß ist ein Feldherr, und den einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweg gerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleidigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper

der Oesterreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge verräth die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helden. Beyde Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolph erfochten, wird einem neuen und schweren Kampf unterworfen. Im Angesicht Nürnbergs lagern sich, zwey Gewitter tragende Wolken, beyde kämpfende Armeen drohend gegen einander, beyde sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beyde nach dem Augenblick dürstend, beyde vor dem Augenblick zagend, der sie im Sturme mit einander vermengen wird. Aus allen Gegenden Deutschlands scheint sich die Kraft des Kriegs auf diesen Punct der Entscheidung zusammen zu drängen, dieser Augenblick von dem Ausschlag eines zwölfjährigen Kampfes zu kreißen. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bey Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht sich das Gewölke,

das

das Kriegs-Gewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen desto schrecklicher zu entladen. Ohnweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlohrne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt zu zweifeln, ob er bey längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bey dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partey — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unersetzlich. Zwey große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland, und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des

Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; über ihm hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held ist, mit schnellen Blicken zu durcheilen, und dann erst, wenn, durch das Glück der Schweden aufs Aeußerste gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab steigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurück zu führen.

Nicht so bald war der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolph der Einfall in die Ligistischen Länder bestimmt, nicht so bald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zu Wiedereroberung des Magde-

bur-

burgisches Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich, durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entrissen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalz-Grafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig machten. Hinter seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein Lothringisches Hülfsheer zu dessen Fahnen stoßen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn seine Verhältnisse mit Frankreich nur mit halber Freyheit gegen die Katholischen handeln. Gustav Adolph übersah alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleinern

Reichsstände vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß gegen die Oesterreichische Unterdrückung thätigen Beystand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und Spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreyer, und manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits voran geschickt worden, die wichtigern Reichsstädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt auf Schwedische Seite zu neigen. Erfurt war der erste Platz, an dessen Besitze dem König gelegen war, und den er nicht unbesetzt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Thore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine Hände fiel, ließ er sich von den Einwohnern Treue schwören, und versicherte sich derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt

Erfurt wollte er auch seine Gemahlin anvertrauen, und versprach ihre Freyheiten zu vermehren. In zwey Colonnen durchzog nun die Schwedische Armada über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen, und vereinigte sich am dritten Tage vor Königshofen, an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbittertste Feind der Protestanten, und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand Gustav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Grenzfestung Königshofen, und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweihet, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des Schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schil-

derungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs, noch die glänzendsten Beyspiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete von einem andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stich, und flüchtete nach Paris, um wo möglich das Französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt, und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrath

von

von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsal bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beyspiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum, alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigung leisten, und stellte wegen Abwesenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht ver-

antwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolphs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde wie der Seinigen zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des Schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Tractaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefodert, dem bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammen gezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt, und sich in Hessen mit seinen beyden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzendern Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bey Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er sehnsuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Bayern, mit Gustav Adolph zu schlagen. Aber die Ligue hatte ausser der Armee des Tilly keine zweyte mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutsam, das ganze Schick-

sal seiner Parten auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und Gustav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochstift zu überschwemmen. Umsonst, daß sich Tilly nachher zu Aschaffenburg durch zwölftausend Lothringer verstärkte, und mit einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg herbey eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten beschleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur sehr wenige Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die, von den Kaiserlichen schwach besezte, Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bey Seligenstadt über den Main, und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um

die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolph in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich hertrieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe, und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den Schwedischen Helden aufgehoben, um sich bey Kaiser Ferdinand dem zweyten den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er bloß den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein Französisches Kriegsheer gleich einer reißenden Fluth überschwemmte. Gerne gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erzhauses zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehn tausend Mann zusammen, das er in eigner

Per-

Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufpuz die Augen; und so sehr sie im Angesicht des Feindes ihre Bravur verbargen, so freygebig ließen sie solche an dem wehrlosen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte diese zierlich gepuzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die Schwedische Reiterey gegen sie ansprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verscheucht. Das Unglück einiger Regimenter verursachte ein allgemeines Ausreissen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug, und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft sezte, durch einen demüthigen Entschuldigungs-Brief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem Rheinischen Dorfe, sagt man,

erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbey geritten kam, einen Schlag zu versetzen. „Frisch zu, Herr," sagte der Bauer, „ihr müßt schneller laufen, wenn „ihr vor dem großen Schweden-König aus„reißt."

Das unglückliche Beyspiel seines Nachbars hatte dem Bischof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hülfe herbey käme, zu verzögern. Gustav Adolph, selbst viel zu redlich, um bey einem andern Arglist zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an, und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder feindlichen Behandlung verschonen wollte. Er zeigte sich um so mehr dazu geneigt, da ohnehin seine Absicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldsummen, welche er durch ein längeres Verweilen in

Franken dem ohnmächtigen Bischof leicht hätte ängstigen können; denn dieser schlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegs-Gewitter von seinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm Gustav Adolph den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaisers in die nehmlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bisthums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein Schwedischer Feldherr, der in Franken zurück gelassen ward, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüsteten.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschließungen der Fränkischen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowohl als den Bürgern dieses Kreises Muth, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich feyerlich dem Schutze des Königs; die Fränkische Ritterschaft wurde von

ihm

ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herabließ, sich wegen seiner unfreundlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens, und die Gewissenhaftigkeit, welche der Schwedische Krieger bey seinem Verkehr mit den Eingebohrnen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunst, in welche sich Gustav Adolph bey dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Thaten selbst bey dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bey der Truppen-Werbung sehr zu Statten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbey, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als er überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner tüchtigsten Generale, mit

einem

einem achttausend Mann starken Kriegsheere zurück gelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich diese Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Churfürsten zu entwaffnen, und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beyden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Soldateska befreyt zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des Schwedischen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jezt das vorzügliche Augenmerk Gustav Adolphs gerichtet, dessen Maxime es überhaupt auf Deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz

der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gerne wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem Könige von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partey sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland gegen den kaiserlichen Despotismus zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand, und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreyheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der

Schwedischen Partey den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolph stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so äusserst wichtigen Sache, als die Freyheit des ganzen Deutschlandes und das Schicksal der protestantischen Kirche sey, von ihren Jahrmärkten spreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintan setze. Er habe, sezte er drohend hinzu, von der Insel Rügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freyheit der protestantischen Kirche seyen allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bey dem Bewußtseyn einer so gerechten Sache sey er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniß in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müsse er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche diese Antwort zurück brachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fuße nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die lezte Erklärung des Raths.

Wenn

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es bloß aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterdrücker der Deutschen Freyheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen Gustav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern, und den Schritt, den sie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem König von Schweden die Thore, der seine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch diese Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die Mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während daß Gustav Adolph längs dem Mainstrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock,

stock, Wismar und Döblitz, die einzigen noch übrigen festen Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem rechtmäßigen Besitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des Schwedischen Feldherrn Achatius Tott bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General Wolf, Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie sogleich nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein Schwedischer General Banner, der mit einem achttausend Mann starken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das engste eingeschlossen, und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbey geschickt worden. Der Graf von Mannsfeld vertheidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenhain zu seinem Entsatz herbey kam, und die feindlichen Waf-

sen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freywillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des Niedersächsischen Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den sie in dem unglücklichen Dänischen Kriege durch Wallenstein und Tilly erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zusammenkunft, auf welcher die Errichtung von drey Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe sie sich der äußerst drückenden kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften. Dabey ließ es der Bischof von Bremen, ein Verwandter des Schwedischen Königs, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besonders Truppen zusammen, und ängstigte mit denselben wehrlose Geistliche und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, Grafen von Grousfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg Herzog von Lüneburg, vormals Oberster in Ferdinands Diensten, ergriff jetzt Gustav Adolphs

Par-

Partey, und warb einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vortheil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, dessen siegreiche Waffen einen großen Theil von Westphalen und Niedersachsen, das Stift Fulda, und selbst das Churfürstenthum Cölln zittern machten. Man erinnert sich, daß unmittelbar nach dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Gustav Adolph geschlossen hatte, zwey kaiserliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie seine Landstände den Aufruhr-predigenden Manifesten des Grafen Tilly widerstanden, und bald befreyte ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben so viel Muth als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit Vach, Münden und Höxter, und ängstigte durch seine schleunigen Fortschritte das Stift Fulda,

born und alle an Hessen grenzende Stifter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Grenzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie ihm freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolphs, und er selbst fand sich zu Frankfurt bey diesem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandte waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolphs zu huldigen, seine Gunst anzuflehn, oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf Friedrich der Fünfte, der aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. Gustav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch Friedrich von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf

die Gerechtigkeit und Großmuth desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widersinnige Politik des Englischen Hofes hatte den Eifer Gustav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdrückten vergessen, den er bey seiner Erscheinung im Deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt hatte die Furcht vor der unwiderstehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbey gelockt, und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieser zweydeutige Fürst mit dem Kaiser stand, und sein schlechter Eifer für die protestantische Sache waren dem König kein Geheimniß; aber der Haß eines so ohnmächtigen Feindes konnte ihn bloß zum Mitleid, und die Wichtigkeit, welche der Schwachkopf sich gab, nur zum Lachen bewegen. Da der Landgraf sich selbst und die politische Lage Deutschlands wenig genug kannte, um sich, eben so unwissend als dreist, zum Mittler zwischen beyden Parteyen aufzuwerfen, so pflegte ihn Gustav Adolph spottweise nur den Friedens-

densstifter zu nennen. Oft hörte man ihn sagen, wenn er mit dem Landgrafen spielte, und ihm Geld abgewann: „Er freue sich doppelt des „gewonnenen Geldes, weil es kaiserliche „Münze sey.“ Landgraf Georg dankte es bloß seiner Verwandtschaft mit dem Churfürsten von Sachsen, den Gustav Adolph zu schonen Ursache hatte, daß sich dieser Monarch mit Uebergabe seiner Festung Rüsselsheim und mit der Zusage begnügte, eine strenge Neutralität in diesem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Westerwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bey dem König erschienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten, und ihm gegen die Spanier ihren Beystand anzubieten, der ihm in der Folge sehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt selbst hatte alle Ursachen, sich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch seine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm, und die Sicherheit der Messen, die der Krieg sehr gestört hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder herstellte.

Die Schwedische Armee war jetzt durch zehntausend Hessen verstärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kassel dem König zugeführt hatte.

Schon hatte Gustav Adolph Königstein angreifen lassen, Kostheim und Fliershain ergaben sich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrschte den ganzen Mainstrom, und zu Höchst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Churfürsten von Mainz, Anselm Kasimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß Er der nächste sey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaisers und eins der thätigsten Mitglieder der katholischen Ligue, hatte er kein besseres Loos zu hoffen, als seine beyden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und überdem war dieser gesegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reitzung. Aber zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor sich hatte, schmeichelte sich der Churfürst, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Festigkeit seiner Wälle die Schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Festungswerke seiner Residenzstadt ausbessern, versah sie mit allem, was sie fähig mach-

te, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdieß zweytausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein Spanischer General, Don Philipp von Sylva, kommandirte. Um den Schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch grosse Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Cölln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die Schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken, und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, alles was sich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermäßige Contributionen erpreßte, ein anderer die katholischen Oerter des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee schon bey Kassel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäusethurm und das

Schloß

Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolph ernstlich damit, den Rhein zu passiren, und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen, und dem Churfürstenthum eine, obgleich nur kurze Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly während der Abwesenheit Gustav Adolphs am Rheinstrom Miene machte zu belagern, und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum zweytenmal vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundsverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerstand der Nürnberger, und den Abzug des Tilly, und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bey Kassel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den

Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beyzukommen, seinen Lauf nach der Bergstraße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes, und erschien zum zweytenmale an den Ufern des Rheins bey Stockstadt zwischen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe versenkt, und standen jenseit des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Orte den Uebergang wagen würde. Der Muth des Königs setzte ihn bey dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen Spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigste Rückkehr befreyte. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarter Schiffer sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zween er den Grafen von Brahe mit dreyhundert Schweden übersetzen ließ. Nicht

so

so bald hatte dieser Zeit gewonnen sich am jenseitigen Ufer zu verschanzen, als er von vierzehn Kompagnien Spanischer Dragoner und Kürassierer überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich Brahe mit seiner kleinen Schaar, und sein heldenmüthiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigner Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Todten die Flucht; einige eilten die feste Stadt Oppenheim, andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passirte.

Gleich nach dieser glücklichen Action setzte Gustav Adolph das Geschütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß, und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am achten December 1631 mit stürmender Hand erstiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgesammt ein Opfer der Schwedischen

Furie.

Furie. Die Nachricht von Gustavs Uebergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt, und sich hinter diesem Fluße vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs eilfertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grausamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschließen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen Gustav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der Spanischen Truppen geworfen hatte. Indem er jenseit des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Kassel diesseits des Flusses derselben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beyden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeußerste zu erwarten,

und

und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das Schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber, dieses muthvollen Widerstands ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, daß sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungestüm des Schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bey Würzburg ein schreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturm erstiegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr um die Stadt als um ihr eigenes Leben zu schonen, kapitulirte am vierten Tage die Spanische Besatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein sicheres Geleite bis nach Luxenburg; doch stellte sich der größte Theil derselben, wie bisher schon von mehrern geschehen war, unter Schwedische Fahnen.

Am dreyzehnten December 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte

Stadt,

Stadt, und nahm im Pallast des Churfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden mußte die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren die Juden und die Geistlichen ausgeschlossen, welche noch für sich besonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich, und schenkte sie seinem Reichskanzler Oxenstierna, der sie dem Gymnasium zu Westeråhs abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unersetzlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Kassel Falkenstein und Reifenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun Spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der wichtigsten Städte am Rheinstrom von Boppart bis Baccharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der

Festung

Festung Braunfels, welche die Wetterauischen Grafen mit Schwedischen Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, außer Frankenthal, nur sehr wenige Städte retten. Landau und Kronweißenburg erklärten sich laut für die Schweden. Speyer bot sich an, Truppen zum Dienst des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachläßigkeit des dortigen Kommendanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefodert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauhigkeit der Jahrszeit mit eine Ursache der Ueberlegenheit gewesen, welche der Schwedische Soldat über den Feind behaupete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahrszeit seinen kriegerischen Operationen auflegte, dazu, die Geschäfte des Kabinets mit seinem Reichskanzler

abzu-

abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politische Streitigkeiten mit einer bundsverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der Deutschen Fürsten, und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolph sich Meister vom Rhein machte, und die drey angrenzenden Churfürstenthümer, mit seinen siegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint Germain von seinen wachsamen Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beystand Frankreichs zu entziehen, und ihn wo möglich mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte

hatte durch die unerwartete und zweydeutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht, und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den größten Theil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bey ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oesterreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieser beyden Hauptfeinde den Krieg auf das schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beyder streitenten Theile verließ Gustav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Churrheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwey wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Besitz

seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verläumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und sein eigenes feyerlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolph beantwortete diese Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit des Englischen Hofes, und rüstete sich lebhaft, seine sieghaften Fahnen mit nächstem im Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den Schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs des Dreyzehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die Französischen Grenzen mit Unruhe zugesehn, und

und das mißtrauische Gemüth seines Herrn öffnete sich nur allzu leicht den schlimmen Muthmaßungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Theil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Partey ihren gesunkenen Muth neu beleben und sie zu dem gewaltsamsten Widerstand aufmuntern möchte. Dieß konnte geschehn, auch wenn Gustav Adolph auf das weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an seinem Bundsgenossen, dem König von Frankreich eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den Verlust seiner Länder am französichen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Beredsamkeit der Jesuiten, und der geschäftige Eifer des Bayrischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständniß zwischen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar, und wußten den furchtsamen Geist Ludwigs mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestürmen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverständige Katholiken glaubten in vollem Ernst, der König werde mit nächstem in das innerste Frankreich eindringen, mit den Huge-

notten gemeine Sache machen, und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereyen dieser Art von selbst widerlegten, so schnell auch die Ehrliebe und Toleranz des Königs dergleichen lächerliche Anklagen zu Boden schlug, so war dennoch nicht zu läugnen, daß er durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Bayern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Charaktere und Züge aus dem Leben einiger merkwürdigen Personen, welche im dreyßigjährigen Kriege Hauptrollen spielten.

Armand Jean dû Pleßis, Herzog von Richelieu, der römischen Kirche Kardinal.

Der Kardinal Richelieu ist einer von jden Extra-Menschen, dergleichen die Weltgeschichte, zum Glücke der Menschheit, nur wenige aufzustellen weis. Von der Natur hatte er ein ausserordentliches Genie zur Mitgift bekommen, und die Schwäche eines königlichen Taugenichts begabte seinen überwiegenden Geist mit der vollkommensten Gewalt, dem gewöhnlichen Gang der Regierungen eine andere Richtung zu geben. Dieser Machtbote der Gottheit lenkte durch seine Staatsbüberei, zur Zeit des dreysigjährigen Krieges, das Rad des Schicksals beinahe von ganz Europa. Das System der Bündnisse und der Unterwürfigkeit wurde nun völlig umgestaltet, und der blutigste Krieg bahnte den Weg zur ruhigern Verfassung des getauften Welttheils.

Richelieu hatte vorzüglich zur Absicht, das Ansehen von Frankreich zu erheben, und dagegen Oesterreichs Macht in Teutschland zu schwächen. Aus diesem Grunde unterstüzte er, mit aller Anstrengung seiner Kräfte und Ränke, die Protestanten in Teutschland, ermunterte den König Gustav Adolph von Schweden zum Kriege wider den Kaiser, und sandte dem Herzog Bernhard von Weimar Kriegsvölker und Geld zur Hilfe, ja er both sogar diesem Feldherrn eine Vermählung mit seiner Nichte der Herzoginn von Eguillon an. Aber zu gleicher Zeit verfolgte er in seinem Frankreich die armen Protestanten mit eben der Wuth, wie Simon von Montfort die Albigenser, und Philipp der Schöne die Templer. Welcher Staatsgrübler, welcher Menschenkenner getraut sich, diesen Knoten in dem Faden seiner Geschichte zu lösen, ohne ihn zu zerhauen? Jedoch wir wollen einen seiner geistlichen Mitbrüder, den Kardinal Retz, über ihn vernehmen!

„Richelieu's Geburt war glänzend; aus seiner Jugend schon blitzten Funken seines Verdienstes hervor. Er zeichnete sich in der Sorbonne aus, und man ward die Kraft und die Lebhaftigkeit seines Geistes sehr früh gewahr.

Er wußte sich gewöhnlich sehr gut zu entschliessen. Er hielt auf sein Wort, wo ein grosses Interesse ihn nicht zum Gegentheil zwang; und auch dann vergaß er nichts, um den Schein der Treue zu retten. Ohne freygebig zu seyn, gab er mehr als er versprach, und würzte seine Wohlthaten mit bewundernswürdiger Kunst. Den Ruhm liebte er mehr als die Moral es erlaubt; aber gestehen muß man es, die Rechtmäßigkeit seiner innern Ansprüche ging bey diesem Manne gleichen Schritt mit der sündlichen Uebertreibung, die er sich in dem Ziel seines Ehrgeitzes erlaubte. Herz und Geist waren an ihm der Gefahr nicht überlegen, hinter ihr zurück blieben aber beyde auch nicht; und man kann sagen, daß er sie durch seine Klugheit öfter abwehrt, als durch seine Standhaftigkeit überwand. Freunde konnten auf ihn rechnen, und selbst beym Publikum wünschte er beliebt zu seyn: auch fehlte es ihm dazu weder an Höflichkeit, noch am Aeußerlichen, noch an andern Eigenschaften, die geschickt sind, diesen Zweck zu erreichen; nur ein gewisses unbestimmbares Etwas ging ihm ab, das hierin ganz vorzüglich erfordert wird. Durch seine Gewalt und seine fürstliche Pracht verdunkelte er die persönliche Maje-

stät des Königs; aber er versah das königliche Amt mit so vieler Würde, daß ein mehr als gemeiner Sinn nöthig war, um das Gute und das Schlimme in diesem Punkt nicht zu verwechseln. Niemand hat so richtig als er zwischen dem Guten und dem Bessern, dem Bösen und dem Schlimmeren zu unterscheiden gewußt; und dieß ist eine große Eigenschaft an einem Minister. Er verlor bey den Kleinigkeiten, welche die Einleitung zu großen Dingen machen, zu leicht die Geduld; mit diesem Fehler aber, der von der Erhabenheit des Geistes herrührt, sind immer Kräfte verbunden, die demselben abhelfen. An Religion fehlte es ihm für diese Welt nicht; seine Neigung oder sein Verstand trieben ihn zum Guten, so oft ihn sein Vortheil nicht aufforderte, das Böse zu thun, das er vollkommen kannte, wenn er es that. Er betrachtete den Staat nur für seine Lebenszeit; doch hat nie ein Minister sich so eifrig bemüht, die Menschen glauben zu machen, daß er auf die Zukunft des Staats Bedacht nähme. Kurz, wir müssen bekennen, daß seine Laster durch seine erhabene Stelle leicht ein glänzendes Gepräge erhalten konnten, weil sie so beschaffen waren, daß sie großer Tugenden zu Werkzeugen bedurften.

„Ein

„Ein Mann, der solche Eigenschaften, und von denen selbst, die er nicht besaß, den Schein so täuschend hatte, mußte sich bey der Welt leicht in jener Art von Ehrfurcht erhalten, welche die Verachtung von dem Haß absondert, und in einem Staat, der keine Gesetze mehr hat, auf einige Zeit wenigstens, ihren Mangel ersetzt.“

Diese kraftvolle und warme Schilderung des Kardinals Richelieu, die wir aus den Mémoires de Retz gezogen haben, überhebt uns um so mehr, von dem öffentlichen Leben dieses außerordentlichen Mannes und von dem Charakter seiner Staatsverwaltung zu sprechen, als unsre weiteren Betrachtungen über diesen Stoff, aus dem Zusammenhang der Weltgeschichte gerissen, und in einem engen Raum gedrängt, unzulänglich aber dunkel bleiben würden. Auch seine persönlichen Eigenschaften hat der Kardinal Retz hier nur in Verbindung mit seiner glänzenden Regierung aufgestellt.

Die Immoralität des Despotismus der Anmaßung, der Selbstsucht, verschwindet bey diesem Gesichtspunkt in der Energie und der Würde,

mit welcher der unumschränkte Minister den Zepter seines Herrn geführt hat. Frau von Motteville, (Hofdame der Königin Anna von Oesterreich) vergleicht sehr christlich in ihren Memoiren den Französischen Staat unter Richelieu's Ministerium, mit jenen glücklichen Kindern, die auf Erden eines Wohlstands genießen, den ihre Väter mit ewiger Verdammniß bezahlen müssen. Dieser Vergleich ist schön, das Fromme darin auch beyseite gesetzt. Der Edle kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig ist. In den Zügen von Richelieu's Leben — denn sein Ministerium war nicht sein Leben — die wir hier sammeln werden, wird man den unedlen Mann, den tückischen, grausamen, heuchlerischen Priester, den kriechenden, furchtsamen Höfling, den übermüthigen Parvenii, und den unglücklichen Menschen erkennen; man wird sich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit diesen Künsten Nationen und Könige in Fesseln geschlagen werden, und — einem jeden sey es dann überlassen, seine Begriffe und Gefühle von Menschenliebe, von Größe und von Tugend, seine sittlichen und politischen Grundsätze zu vermählen und zu ordnen wie er kann. Wenn es wahr ist, daß die Seele des Mahlers im treuesten Ge-

mählde sich zugleich mit dem abgebildeten Gegenstand offenbart, so dürfen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr gewesen seyn würde, wenn er besser gewesen wäre.

Ludwig der Dreyzehnte war einer von den Fürsten, die durch Unfähigkeit selbst zu herrschen, und durch die stete Furcht beherrscht zu werden, welche die Folge dieser Unfähigkeit ist, zu einer beständigen und schimpflichen Knechtschaft bestimmt sind. Das große Mittel über ihn und durch ihn alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bey allen schwachen und eigenwilligen Menschen anschlägt: ihre Eifersucht auf ihre Gewalt und ihr Ansehen ohne Unterlaß zu reitzen. Die nächsten Eingriffe hatte er von seinen nächsten Verwandten zu besorgen; um die Anmaßungen derselben abzuwenden, warf er sich in die Arme jedes Ehrgeitzigen, der zu der gefährlichen Stelle seines Günstlings Lust hatte. Um nichts zu verlieren, gab er dann alles weg, und behielt nur die Nothwendigkeit, das Geschöpf seiner eignen Schwäche auch zu hassen.

Sein erster Herr war Concini, den er durch fünf bis sechs vornehme Meuchelmörder aus dem

Wege räumen ließ. **Jetzt bin ich König!** rief er aus, nachdem die kühne That glücklich ausgeführt war. Aber selbst zu dieser Grausamkeit war er schon durch einen neuen Günstling verleitet, der bey der Beschäftigung, Vögel für ihn zur Jagd abzurichten, zu den Geheimnissen seiner Schwäche und der Französischen Monarchie gekommen war. Concini hatte geglaubt, ihn durch Wohlthaten zu binden; aber Lüines war des königlichen Vertrauens zu würdig, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Florentinische Partey, an deren Spitze die Königin Mutter, Maria von Medicis, stand, war nun durch Concini's Ermordung am Französischen Hofe gestürzt; und es lag weder an Lüines Gewissenhaftigkeit, noch an des Königs Tugend, daß Ludwig, **der Gerechte** genannt, nicht in Nero's Fußstapfen trat.

Richelieu gehörte damals zu dem Anhang Concini's und der Königin: er war noch unwichtig genug, um sich bloß in der allgemeinen Ungnade, welche diese Partey traf, mit begriffen zu finden, und erhielt die Erlaubniß, der verwittweten Königin nach Blois zu folgen. Man fing aber bald an, seinen Einfluß und seine Rath-

schläge zu fürchten; er mußte daher auf Befehl des Hofs die Königin verlassen, und eine Art von Exilium in Avignon aushalten, während dessen er sich damit beschäftigte, theologische Bücher zu schreiben, die nach dem Urtheil der Kenner und der Liebhaber ziemlich schlecht sind.

Er war indessen nicht dazu gemacht, das Opfer der Parthey zu werden, in welche sein Vortheil ihn zuerst gezogen hatte. Als die Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn zum bürgerlichen Krieg erwuchs, bot er dem Hofe seine Dienste zu Wiederherstellung des Friedens an. Das unbegrenzte Vertrauen, welches die Königin auf ihn setzte, machte ihn dem König und dem Günstling zum willkommensten Werkzeug, um sich mit so wenig Nachtheil als möglich aus einem Handel zu ziehen, bey welchem nichts zu gewinnen war, als der Unwille aller gesitteten Nationen. Er begab sich, gleichsam aus eignem Antriebe, wieder zur Königin, und wußte sein Verständnis mit dem Hofe vor ihr so geheim zu halten, als es zum Besten seines Auftrags nöthig war. Auf diese Art stiftete er eine Versöhnung, die freylich nicht von langer Dauer seyn konnte, bey welcher er aber seine Absicht, einige

nige Stufen höher zu steigen, und festen Fuß am Hofe zu fassen, vollkommen erreichte. Die Königin glaubte ihm die größten Verbindlichkeiten zu haben, und, was noch mehr war, ihre eigene Sucht nach Einfluß trieb sie an, sich mit dem lebhaftesten Eifer für die Vergrößerung eines Menschen, der ihr besonders angehörte, zu verwenden. So viel Verrätherey bey den verborgenen Diensten, die der Hof selbst an Richelieu zu belohnen hatte, mit untergelaufen war, so viel Falschheit und böser Wille mischte sich eine Zeit lang zu den Schritten, die man äußerlich that, um ihm den versprochenen Kardinalshut in Rom auszuwirken. Der Papst fand sich zwischen den öffentlichen Bewerbungen des Französischen Ambassadeurs, und den heimlichen Winken, die er vom Hof erhielt, daß es dem König kein Ernst damit wäre, endlich in einem so seltsamen Gedränge, daß er mit der Verzögerung von Richelieu's Promotion die wahre Absicht des Königs noch immer zu erfüllen glaubte, als, nach einer Heirath zwischen einer Nichte von Richelieu und einem Neffen von Lüines, letzterer schon die vorige Verstellung ganz aufgegeben hatte.

Man sieht, daß Richelieu am Hofe Ludwigs des Dreyzehnten und seiner Mutter in einer trefflichen Schule war, und er übertraf bald alle seine Meister. Der Priesterstand hüllt den unbändigsten Ehrgeitz in eine gewisse Sicherheit ein, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeitz verschafft. Es giebt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältnissen der Höfe, über welche Furcht und Gewissensfeigheit sich nicht hinaus wagen, so wenig moralischen Werth eine solche Abstinenz von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Menschenverachtung eines stärkeren Geistes scheut diese Grenze nicht, und wenn er im Kampfe mit gemeineren Menschen bis dahin getrieben ist, dann hat er meistens gewonnen, und lacht der ohnmächtigen Flüche. Diese besondre Art von Größe zeigt uns die Geschichte vorzüglich an Priestern; ein Priester mit der Seele eines Cäsars stellt die Schranken der sittlichen Welt zurück, um seine Eroberungssucht zu sättigen. Wir werden Richelieu's Leben reich finden an diesen furchtbaren Triumphen; und der reine Vorwurf des Undanks, der Verrätherey, des Verbrechens wird selten an den Großen verdient.

Die Königin erhielt nach Lüines Tod (1621) den Zutritt im Staatsrath; aber Richelieu hatte noch lange gegen die persönliche Abneigung des Königs zu kämpfen. Seine Galanterien machten ihn dem König verhaßt, der aus natürlicher Kälte und Kränklichkeit sehr keusch lebte. Außerdem gehört es mit zu dem ganzen Bilde, das man sich von Richelieu zu machen hat, daß die Kunst, in den Bedürfnissen der Sinne dem Lächerlichen und der Verachtung zu entgehen, seinem Geist überlegen war. Der König sah ihn für einen Verräther an; und ob er es gleich für ihn gewesen war, so hatte er dadurch doch sein Vertrauen verwirkt.

Aber der König war des Hasses zu gewöhnt, und seine Anhänglichkeit sogar war immer zu sehr mit bittern und feindseligen Empfindungen vermischt gewesen, als daß dieser Grund den Kardinal in seiner Laufbahn hätte aufhalten können. Von 1624, da er die lang gesuchte Stelle im Staatsrath einnahm, und dabey keine der kleinen Heucheleyen oder Ziererеyen unterließ, mit welchen ehrgeitzige Priester nicht sowohl die Welt zu täuschen hoffen, als ihrem Stande den gebührenden Zoll abzutragen suchen, bis 1629,

da

da ihn der König zum Principal-Minister seines Staats erklärte, wußte er seine Macht so zu gründen, daß der Haß des Königs, der Großen, und des ganzen Reichs sie nicht mehr zu erschüttern vermochte. Dem Mitleiden, der Schonung, der Furcht vor Menschenrechten unzugänglich, fand er sogar in der Feindschaft aller seine größte Sicherheit, da Ein Gegner vielleicht ihn hätte stürzen können. Er trieb ganze Rotten von mächtigen Mißvergnügten durch seine Henker aus einander, und brauchte die kleinlichen Ränke der Feigheit, um das Verderben abzuwenden, das ein Beichtvater, eine Hofdame, der unterste Hofbediente ihm im Stillen bereiten mochten. Hierbey muß man zugleich dem König die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Einsichten genug hatte, um an Richelieu die hohen Talente des Staatsmanns zu erkennen, und von dieser Seite sich an ihn gebunden zu fühlen. Im Kabinet, im Felde sogar machte Richelieu den Namen des Königs siegen; und unter allen, die sich in die Gewalt eines schwachen Fürsten einzudrängen strebten, war er doch der einzige, der ihm wesentliche Vortheile für den Thron dafür zu bieten hatte; Vortheile, gegen welche Ludwigs Verstand doch nicht unempfindlich war.

Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin fand in seinen großen Entwürfen keinen Platz, und die Vergangenheit bewies, daß es ihm nicht schwer werden konnte, dem Vortheil sowohl als der Nothwendigkeit, Ludwigs einziger Herr zu seyn, alle Rücksichten gegen die Königin nachzusetzen. Auch war Maria zu stolz und zu unruhig, um den Mann, der seinen eignen erhabnen Gang ging, ungeneckt zu lassen, und sie war viel zu sehr unter ihm, um seinen Weg aufzuhalten, der nun über sie hin mußte. Sie hatte alle Ansprüche einer Königin, aber um sie geltend zu machen, die Seele des gemeinsten Weibes. Sie durfte den gewaltigen Beherrscher der Französischen Monarchie, der einst zu ihren Hausbedienten gehört hatte, in dem Unmuth ihres Herzens mißhandeln; sie hatte die bittere Freude, ihn vor sich kriechen zu sehen: aber als ihr Hochmuth sich vor allen Friedensvorschlägen sträubte; als sie es wagte, ihn an den Rand des Verderbens zu bringen, da mußte seine Rache sie erdrücken.

Wir finden in einem Tagebuch des Kardinals, über die Uneinigkeiten zwischen ihm und der Königin Mutter, manche Umstände, die uns

belehren, daß in den inneren Verhältnissen der Großen viele Dinge wieder vorkommen, von denen wir uns im gemeinen Leben mit Ekel und Verachtung wegwenden. Die Königinn ließ einen Wahrsager nach dem andern kommen, um sich das Ende des Kardinals prophezeihen zu lassen; und das Gewicht, das er selbst auf diesen Umstand legt, macht es nicht unwahrscheinlich, was einige Geschichtschreiber von ihm erzählen, daß er sich über das Schicksal seiner Feinde bey Sterndeutern und Wahrsagern auch Raths erholte. Es fällt in das Niedrig-komische, daß die Königinn sich zu wiederholten Malen, gegen den ganzen Hof, und mit der größten Heftigkeit beklagte, der Kardinal suche ihr ihren Leib-Apotheker zu nehmen, um ihr nach dem Leben zu trachten; aber man wird uns verzeihen, daß wir diese Beschwerde einer Königinn gegen einen großen Mann nicht mit Stillschweigen übergangen haben.

Der ganze Hof trat in ein Bündniß gegen den harten und grausamen Despoten, der im Namen des Königs regierte; zwey Königinnen, Maria von Medicis, und Ludwigs Gemahlin, Anna von Oesterreich, führten das Komplott an; Gaston, des Königs Bruder unterstützte es; der kranke

König war von den Thränen und dem Geschrey seiner Mutter unablässig bestürmt; der Kardinal selbst glaubte sich verloren. An dem Tage, wo sein Verderben für entschieden angesehen wurde, wagt er einen kühnen Schritt, drängt sich zu der Königinn und ihrem Sohn, bittet, fleht, kniet vor ihr nieder; der König kniet mit ihm; entrüstet durch diese Erniedrigung nichts ausgerichtet zu haben, entfernt er sich, der Kardinal folgt ihm, und in zwey Stunden ist er Herr über das Leben seiner Feinde und über die Freyheit der Königinn. Dieser Tag, der 11 November 1630, ist in der Französischen Geschichte unter dem Namen la journée des dupes berühmt.

Wer es einmal mit dem Kardinal aufzunehmen wagte, der hätte es müssen auf das Aeusserste treiben; denn, kaum dem Untergang entronnen, warf sich dieser rachsüchtige Mann mit gedoppelter Gewalt auf seine gestürzten Feinde. Aber die Gewißheit, verloren zu seyn wenn er sich rettete, scheint den Geist seiner Gegner in den entscheidenden Augenblicken mehr verwirrt, als zum äussersten Widerstand aufgemuntert zu haben. Entfernte Beziehungen auf das Complott, den Minister zu verjagen, wurden, wie bey einer Verschwörung

gegen

gegen den Staat, als Verbrechen der beleidigten Majestät ausgespäht und blutig geahndet. Wenn die Absicht der Verbündeten gelungen wäre, würde man es freylich auch an der Regierung wahrgenommen haben, daß die Majestät des Throns mehr auf dem Kardinal als auf dem König und seinem ganzen Hause beruhte.

Maria von Medicis, die Mutter des Königs, die Wittwe Heinrichs des Großen, mußte nach einer kurzen Gefangenschaft in das Ausland wandern. Sie wandte sich als Supplikantin an das Parlement, sie unterhielt am Hofe Verständnisse gegen den Kardinal, und mehrere Werkzeuge ihrer ohnmächtigen Rache endeten am Galgen und auf dem Schaffot ihr Leben. Sie starb endlich 1641 zu Cöln, wenige Monate vor dem Kardinal, in der äussersten Dürftigkeit, denn ihre Einkünfte waren kurz nach ihrer Flucht confiscirt worden.

Anna von Oesterreich blieb als Sklavin des Ministers am Hof ihres Gemahls, da es vielleicht nur an ihr gelegen hätte, den Kardinal zu ihrem Sklaven zu machen. Die Kühnheit, seine Wünsche bis zu einer jungen und schönen Königinn

erhoben zu haben, würde an Richelieu allenfalls noch zu verzeihen seyn, wenn sein Aeusserliches, mit seinem Stande verbunden, ihn bey einer solchen Unternehmung nicht dem schimpflichen Hohngelächter eines stolzen Weibes bloßgestellt hätte. Er hatte Liebesbriefe gewagt, die in die Hände der Königinn Mutter geliefert worden waren; seine mündlichen Erklärungen hatte Anna mit dem ganzen Gewicht ihres Standes zurück gewiesen: hier schützte ihn nichts vor der entehrenden Rolle eines abgewiesenen alten Wollüstlings, eines nach Verdienst behandelten frechen Unterthans; und seine Macht, seine Würde, der Druck, in welchem er die Königinn hielt, das Elend, das Blut sogar vieler Menschen, die sich bloß gegen diese Schwachheit versündigt hatten, machten den Schandfleck heller und unvergänglicher.

Der erste Prinz vom Geblüte, Gaston, irrte lange flüchtig im Reiche umher. Seine Sache war gerecht und glänzend, sein Ehrgeitz so natürlich, daß das Gegentheil an ihm verächtlich gewesen wäre. Auch fehlte es ihm nie an dem Anhange, den diese Umstände, und der allgemeine Abscheu gegen Richelieu ihm verschaffen mußten. Aber eine unüberwindliche Feigheit des Geistes —

(er hatte persönliche Tapferkeit) — vernichtete alle diese Vortheile. Es war sein beständiges Loos, von seinen Dienern verkauft zu werden, und seine Freunde aufzuopfern. Auf keinen seiner Gegner konnte der Kardinal mehr Schmach häufen, als auf diesen, denn er kam aus jedem Kampf mit dem Leben, und einem neuen Verlust an seiner Ehre davon. Nach jeder Versöhnung floß das Blut seiner Anhänger in Strömen auf dem Schaffot. Gaston schloß einst nach einem kurzen bürgerlichen Krieg einen Frieden mit seinem Bruder, worin er durch einen besondern Artikel wörtlich versprach, den Kardinal Richelieu zu lieben.

Maria warf dem Kardinal oft vor, daß er weinen könnte wenn er wollte. Aber er begnügte sich nicht, wie es der natürliche Zusammenhang scheinen möchte, durch äusserliche Erniedrigung sich das innere Wesen der Gewalt zu versichern. So tief er auch durch Heucheley unterzutauchen wußte, so unmäßig war doch seine Sucht, mit den äussern Zeichen der Gewalt zu prahlen. Man zweifelt hierbey, ob man seine kindische Eitelkeit verachten, oder seine kühne Geringschätzung der Menschen, gegen welche er alles wagte, bewun-

dern soll; aber der große Mann unterläßt um seinetwillen, was er um andrer willen wagen zu können wüßte. Richelieu beraubte den König sogar seines Hofstaats. Verlassen und allein fing Ludwig der Dreyzehnte in Saint-Germain Vögel, während daß Richelieu mit seinem Geist, seinem Arm und seiner Feder Schlachten gewann und Städte eroberte; und Ludwig hatte Verstand und Tapferkeit.

Sehr natürlich war es, daß ein so unglücklicher Fürst, und der es durch Schwachheit war, einen Trost darin suchte, Vertraute seines Unmuths und seiner Galle zu haben. Aber so viel Süßigkeit darf man einem König nicht zu Theil werden lassen. Mademoiselle de Hautefort, eine Hofdame der Königinn, war lange Zeit seine Vertraute, und die Lästerung selbst sah nie etwas anders in ihr. Sie war so tugendhaft, daß sie mit der Königinn des siechen Mannes spottete, der nach dem einfachen Mitleiden eines menschlichen Wesens rang. Der König wußte es, und spann sein düstres Daseyn fort. Ein heller Augenblick erschien endlich für ihn, er fand an Mademoiselle de la Fayette, ebenfalls einer Hofdame der Königinn, ein Geschöpf, das ihn anhörte,

das

das ihn bedauerte, das rechtschaffen genug war, um ihn nicht zu verrathen, und eingeschränkt genug, um ihn am Ende vielleicht gar zu lieben. Er fing an, menschlich zu empfinden, seine Kälte zerrann mit seiner Bitterkeit vor der stillen Güte, die, von einem Weib an einem König ausgeübt, leicht zur Zärtlichkeit werden konnte. Sie widerstand dem ersten Schritt, den er je gegen ihr Geschlecht gethan hatte; sie glaubte Recht zu thun, sie glaubte zwey Seelen zu retten, und Ludwig versank wieder in sein königliches Elend. Mademoiselle de la Fayette war keine Heldin, aber Richelieus Sicherheit beruhte so sehr auf der moralischen Gebrechlichkeit aller die ihn umgaben, daß ein braves Mädchen, und Ludwigs Rückkehr zur Menschheit, die dieses Mädchen bewirkte, ihn mit Recht zittern machte. Ihr Umgang mit dem König, so unschuldig er auch war, so unschuldig, selbst nach ihren Begriffen, er bey Ludwigs scheuer Herzlosigkeit, und bey ihrer schlichten Frömmigkeit wahrscheinlich geblieben wäre, wurde auf Anstiften des Kardinals ihrem eignen Gewissen zum Verbrechen gemacht: sie entschloß sich, die Welt zu verlassen, sie ging in ein Kloster; der König weinte heftig, als sie von ihm Abschied nahm. Er besuchte sie nur Einmal

in ihrem Kloster; er blieb lange am Gitter geheftet, und weinte: Richelieu erfuhr es, und bebte von neuem; der König durfte sie nicht wieder sehen.

Ein neues Ungewitter bereitete er sich selbst, als er dieses abgewendet hatte; aber Gefahr für Gefahr, konnte er freylich diejenige vorziehen, wo kein Schatten von Tugend auf der Seite seiner Gegner war. Um den König über den Verlust der la Fayette zu trösten, und ihn zugleich von der gefährlichen Sehnsucht nach Empfindung zu entwöhnen, wies ihm der Kardinal einen jungen Menschen, Cinqmars, zum täglichen Umgang an, der die nöthigen Talente hatte, um Ludwig dem Dreyzehnten in seinen Kinderspielen Gesellschaft zu leisten. Henri d'Effiat, Marquis de Cinqmars war im Ganzen zum Günstling eines Königs verdorben; er beklagte sich oft gegen seine Freunde, daß ihm der Geruch von Ludwigs Athem so unerträglich wäre, daß er darum oft gegen ihn unartig würde; und, das Herz abgerechnet, gehören für den Hofmann auch stumpfere Organe, als für andre Menschen. Indessen war er dem steten Bedürfniß des Königs, seine Galle auszuschütten, so nothwendig, daß dieser sich

alles

alles von ihm gefallen ließ. Der vornehmste Gegenstand seiner Klagen war Richelieus Uebermuth, und Cinqmars mußte sich dem König durch einen Eid verbinden, daß er dem Kardinal nie etwas wiedersagen würde. Aber bey den Ansprüchen, die Richelieu an Cinqmars zu machen hatte, war diese Rolle für ihn gefährlich, und niemand fand sich weniger im Stande, ihn zu sichern, als Ludwig. Diese kritische Lage wurde bald entschiedner, als der Kardinal sich dem Wunsch des Königs widersezte, seinen Oberstallmeister — Cinqmars war zu dieser Stelle gelangt — im geheimen Conseil zuhören zu lassen. Cinqmars warf sich nun zum Feind des Kardinals auf; die Seele der Verschwörung war, so zu sagen, der König selbst, ohngeachtet seine bekannte Schwäche einige andre Triebfedern nothwendig zu machen schien. Aber dieß eben war der Grund, warum sie mißlang. Die meisten Verschwornen glaubten sich, bey dem Antheil, den der Monarch an ihren Planen nahm, der Verschwiegenheit überhoben; der Kardinal entdeckte alles, unterschied sehr gut, was ihn retten konnte, und legte dem König die einzelnen Theile der Verschwörung vor, von denen er nicht unterrichtet war, und bey welchen seines Bruders Mitwirkung gegen seine kleine

Masse

Masse von Regierungs-Kunst anstieß. Richelieu kannte den König zu gut, um ihm auch nur die Beschämung zu ersparen, in einem Entwurf verwickelt gewesen zu seyn, dem geheime Traktaten mit den Feinden des Reichs, den Spaniern, vorher gegangen waren. Ludwig bot, zum Unterpfand seiner Treue, dem Minister seine Kinder als Geißel an, und erhielt seine Verzeihung. Das Schicksal seiner Mitverschwornen ward Richelieus Henkern überlassen.

Cinqmars wurde zu Lyon 1642 enthauptet. Der König pflegte ihn cher ami zu nennen; als die Stunde seiner Hinrichtung schlug, zog Ludwig seine Uhr heraus und sagte: cher ami mag jezt wohl eine trübselige Miene machen. Der Liebhaber der guten la Fayette hatte seine Natur früh wieder angenommen.

Der Kardinal lag in diesem Zeitpunkt an einer tödtlichen Krankheit danieder. Weil er die Bewegung des Wagens nicht mehr vertragen konnte, so reiste er die Rhone hinauf von Tarascon nach Lyon, wohin er den Oberstallmeister in einem Fahrzeuge mitschleppte, das er an das seinige binden ließ. Auch den König hatte er,

zur

zur Buße, gezwungen nach Tarascon zu ihm zu kommen; und an dem obigen Bonmot Ludwigs des Dreyzehnten mochte vielleicht die Furcht, und der Wunsch, sich dem Kardinal gefällig zu machen, einigen Antheil haben.

De Thou, ein Freund des Oberstallmeisters, dessen einziges Verbrechen war, ihn nicht verrathen zu haben, wurde im 35sten Jahre seines Alters mit ihm hingerichtet. Sein Leben und sein Tod machen den größten Schandfleck des Kardinals. Seine Rechtschaffenheit war allgemein geschäzt, und seine Unschuld war so sonnenklar, daß sie die Rachsucht des Kardinals bis zur Dummheit herabsezt. Er war der Sohn des berühmten Präsidenten Jakob August de Thou (Thuanus), und Oberaufseher der königlichen Bibliothek. Die Gelehrten in Europa bewunderten seine Einsichten und Kenntnisse, liebten seine Sanftmuth, und benuzten seine Dienstfertigkeit. Seine öffentliche Hinmordung erschütterte das Volk so sehr, daß es laut heulte, und tief im Herzen den seltnen Mann bejammerte, der lieber sein Leben aufopfern, als seinen Freund verrathen wollte. Der Vater dieses Unschuldigen, ein Zeuge der Pariser Bluthochzeit, erzählt in der

vortreflichen Geschichte seiner Zeit mehr als einen solchen Justizmord. Hätte wohl seine weissagende Seele das traurige Ende seines Sohnes geahndet?

Wir finden in einer Geschichte des Kardinals Richelieu ein Kapitel, welches überschrieben ist: Milde des Herrn Kardinals gegen seine Feinde, und zum Beweis dient, daß die Niederträchtigkeit der Sklaverey auch den lezten Grad des Unverstandes nicht scheut.

Richelieu und der König fühlten beyde den Tod herannahen; aber jeder weidete sich unterdessen an den Planen, die er auf das frühere Ende des andern entwarf. Ludwig der Dreyzehnte wollte — wie er es in seinem siebzehnten Jahre, nach Concini's Ermordung, schon gewollt hatte — endlich einmal regieren. Der Kardinal brütete darüber, nach dem Tod des Königs Regent des Reichs zu werden. Aber er starb (den 4ten December 1642) einige Monate vor dem König.

Sein Tod war im Ganzen sehr erbaulich. Aber als sein Beichtvater ihm die Pflicht vorstellte, seinen Feinden zu verzeihen, antwortete er, daß

er keine andern gehabt hätte, als die Feinde des Staats. Diese riesenmäßige Verwechselung war von einer Seite nicht unwahr, und ausserdem war die Rede davon, Feinden zu verzeihen, an denen er sich schon gerächt hatte. Zu diesen frommen Versöhnungen auf dem Todbette versteht man sich leichter gegen glückliche Feinde.

Der Papst Urban der Achte sagte bey Richelieus Tode: Wenn ein Gott ist, so wird er's entgelten; ist aber keiner, so war es wahrlich ein tüchtiger Mann! Für einen niedrigern Geistlichen wäre der Einfall freylich etwas stark gewesen.

Der Kardinal Richelieu war auch nebenher ein schlechter Dichter, und er wurde Minister, wenn man seine Verse schlecht fand. Er beschüzte daher seine Brüder in Apollo, und verfolgte das Genie.

Als der Zar Peter der Große in Paris war, umarmte er die Bildsäule des Kardinals Richelieu, und sagte diese Worte: Lebtest du noch, ich würde dir eine Hälfte meines Reichs geben, damit du mir die andre regieren

hälfest! Es würde dann wahrscheinlich sehr darauf angekommen seyn, welcher von beyden sein Leben und das ganze Reich behalten hätte.

Den dauerhaftesten Ruhm erwarb er sich durch die Stiftung der französischen Akademie. Und ein jedes Mitglied, das einen Lehnstuhl unter den Vierzigern erhält, muß bey seiner Aufnahme in der Eintritsrede das Lob des ehrgeizigen Kardinals erneuern. Aber mit welcher Feinheit wuste der ehrwürdige Abbt Barthelemi 1789 darüber hinwegzugleiten! Warum sollte auch der unsterbliche Verfasser von den Reisen des jungen Anacharsis nicht fühlen, und mit seinem Gefühle zeigen, daß Frankreichs König nicht mehr so hoch herab von seinem Throne spreche, als vordem seine knieenden Unterthanen hinaufseufzten.

Maximilian,

Herzog von Bayern und Churfürst.

Maximilian war einer von den wenigen Fürsten, die den Anfang und das Ende des dreyßigjährigen Kriegs erlebten. Drey Jahre vor seinem Tode war das Friedensgeschäft vollendet, und es hat etwas Rührendes, daß von allen kriegführenden Theilen er der erste war, der die Waffen niederlegte. Er hinterließ den glänzendsten Namen unter den Deutschen Fürsten dieses verworrenen Zeitpunkts; er bereicherte sein Haus mit Ländern und Würden; sein Einfluß blieb die ganze Zeit des Krieges durch überwiegend; er wußte sein Ansehen gegen Freunde wie gegen Feinde zu behaupten, und wenn es darauf ankam, zu rächen; er war ein treuer und hülfreicher Bundesgenosse, seine Anhänglichkeit an die Partey, die er ergriffen hatte, war fest und gleich, ohne jemals zur Schwäche zu werden;

er ließ keine Sünde auf Rechnung seiner Freundschaft hingehen. Fest wie diese Grundsätze seines Lebens, kann das Urtheil der Geschichte über ihn seyn, denn in einer Regierung von sechs und fünfzig Jahren drückt der Geist eines Fürsten sich endlich ab.

Sein bis zur Erschöpfung thätiges Leben war ein ewiger Wechsel von wahrem und falschem Ruhm, von Vergrößerung, von beneidetem Glück, und von tiefem, erbitterndem Elend. Seine Länder waren oft der Schauplatz des Kriegs; theils sezte sie Rachsucht gegen Maximilian besondern und vorsetzlichen Mißhandlungen aus, theils vereitelten Neider und Nebenbuhler unter seiner eigenen Partey mehr als einmal seine Vorkehrungen zur Schonung seines Volks: wohlthätige Vorkehrungen, wenn seine und seiner Räthe Absicht auch nur gewesen wäre, sein Eigenthum zu schonen. Zwischen blutiger Gewalt, und der steifen scheuen Förmlichkeit im Rathe des Höheren, dem er diente, wurde sein Vortheil, ohngeachtet alles seines Aufwandes an Politik und Kriegskunst, oft unwürdig geopfert.

Er diente dem Fanatismus und der Eigenmacht in mancher Ungerechtigkeit zum Werkzeug.

Er bewies bey mancher Gelegenheit mehr Eigennutz als Sorge für seine Ehre, die freylich oft durch die Geringfügigkeit der Gegenstände seiner Habsucht mehr ausgesezt wurde, als durch diese Leidenschaft selbst, welche so leicht ihren Namen verändern und Ehrgeitz heißen kann. Sein Gewinn in dem fürchterlichen Spiele war ein Gegenstand des Neids, der Mißgunst, der Vorwürfe, und er hatte am Ende so viel verloren, als jeder Fürst in Deutschland. Die müßige, ruhige Spekulation kann nicht leicht eine Möglichkeit erdenken, wie ein weiser Fürst in der Epoke eines allgemeinen Kriegs zu handeln hat, die damals nicht von einem oder dem andern in der Menge von schwachen und unwilligen Streitern erschöpft worden wäre. Aber das Elend war so allgemein und so unvermeidlich, daß Ein abgewehrtes Unheil den Fürsten in jener Zeit so hoch anzurechnen war, als in ruhigeren ein beglücktes Land. Wer kann also den Herzog von Bayern tadeln, für das was er that? Wer kann sagen, was er Besseres zu thun hatte?

Mäßigung und Standhaftigkeit, Liebe zum Frieden und Talent zum Krieg zeichneten im Ganzen Maximilians öffentliche Handlungen aus.

Freylich hatten die Deutschen Fürsten zu wenig selbstständige Macht, als daß ihre überlegtesten Plane nicht in steter Gefahr gewesen wären, von den Wechseln des Glücks zerstört zu werden. Wer mehr durch den Zufall als durch eigne Thorheit litt, wessen Rathschläge am wenigsten verdarben, wer die Kabinette der größern Mächte gewöhnt hatte, ihn bey ihren Rechnungen nicht auszulassen, wenn auch ein gelungener Zug des einen oder des andern Heeres seinen Wohlstand auf eine unübersehliche Zeit zerrüttete: der war der Größte und Weiseste unter ihnen. Dieser Ruhm kann dem Herzoge von Bayern vielleicht nicht streitig gemacht werden; aber an dem Elende jener Zeiten liegt es, daß der Augenblick des Weisesten und Größten noch immer mehr traurig als erhebend bleibt. In dem allgemeinen Brand ward es dem, dessen Haus in Flammen aufging, selten vergönnt, bey sich zu löschen und mit Muße wieder aufzubauen; eine unvermeidliche Nothwendigkeit stieß ihn fort, seines Nachbars Haus anzuzünden. Die Rolle, die Maximilian erwählt hatte, warf dieses Loos auf ihn besonders. Betrachtet man aber dagegen die Verwüstung andrer Deutschen Länder, deren Fürsten durch Unentschiedenheit sich zu schützen suchten, so neigt sich die Wage auf die Seite

dessen, der wenigstens einen Willen behielt, und Kraft zum Widerstand oder zur Rache rettete.

Ueberhaupt war die Epoke des dreyßigjährigen Kriegs arm an eigentlicher Menschengröße. Fälschlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sache der Vernunft ausschließen wollen; Menschengröße und Menschenglück wandeln nicht so abgesondert, als es die Bewunderer jener Generationen zu glauben scheinen. Gustav Adolph allein fühlte den Krieg als Mensch, beschloß ihn als König, und führte ihn als Held. Aber der Krieg zehrte seine kurze Laufbahn auf, und das Schicksal vergönnte der Menschheit den ganzen Anblick seiner Größe nicht. Einen desto unbegrenzteren Wirkungskreis ließ es dafür einem Religionseifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politische Konstitutionen, hinter wechselseitige Klagen über Eigenthumsverletzungen versteckt, nicht weniger gefährlich, nicht weniger wüthend war; einer Politik, die durch ihre Mittel selbst, Verwirrung und Zerstörung, ihrer Absichten nie sicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, seitdem sie mehr in den Kabinetten der Fürsten sich fortpflanzte, als in ihrem Geiste aufstieg, die Kennzeichen der Schwäche und der

Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch diese unnatürlichen Triebfedern wurden freylich übermenschliche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der tiefen Erschöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trotzen. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Konvenienz herabgesunkenen Ehrgeitz zu fröhnen oder zu widerstehen, und in der langwierigen Uebung nahmen sie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber so gewiß der Vertrag zwischen den Fürsten und den Völkern nicht Selbstzerstörung zum Zweck hat, so gewiß gebührt der höchsten Anstrengung der Sklaverey mehr Mitleid als Bewunderung, und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leidenschaften, die diesen Krieg so unnatürlich verlängerten, ging in der Austrengung selbst überhaupt, und meistens in dem Zweck derselben, die Größe verloren.

Die Geschichte gewinnt bey diesem Gesichtspunkt was ihre Helden einbüßen; daher wird eine gedrängte Ueberſicht von Maximilians Leben unser Nachdenken und unsere Theilnehmung noch erwecken, wenn er selbst auch unserer Bewunderung weniger werth befunden worden ist.

Ein wichtiger Zug in diesem Fürsten ist, daß er den Gefahren einer so zweckwidrigen als sorgfältigen Erziehung entging. Pedanterie und Frömmeley bezeichnete alle Anstalten seines Vaters zur Bildung dieses Sohnes, den er sehr früh zur Regierung bestimmte; sein Parteygeist Adlzreiter führt mit der besten Meinung von der Welt lauter Details von seinen Kinderjahren an, die eine kleinliche, abergläubische und folglich tyrannische Regierung erwarten lassen. In ihm selbst mußte also eine andere Bildung vorgehen, welche ihn die Gewohnheiten der Frömmigkeit von seinen politischen Handlungen sehr wohl absondern lehrte, wo sie nicht gerade damit verbunden bleiben konnten. Der Erzherzog Ferdinand, nachmals Kaiser Ferdinand der Zweyte, theilte zu Ingolstadt die väterliche Pflege Herzog Wilhelms von Bayern mit Maximilian: glücklich, wenn er seinen Geist von dem Fanatismus nicht mehr hätte unterjochen lassen, als sein Mitschüler. Indessen mögen diese zusammen verlebten Jugendjahre mit als ein Grund zu Maximilians thätiger Anhänglichkeit für das Oesterreichische Haus anzusehen seyn, zumal da unter Ferdinands Nachfolger die Einigkeit zwischen dem Kaiser und seinem ersten Alliirten, Maximilian, zuerst zu wanken anfing.

Wilhelm hatte nun alle Mühe angewandt, seinen Sohn zu dem frömmsten, gelehrtesten und — weisesten Fürsten zu bilden; er hatte ihn verschiedene Reisen thun lassen, unter andern eine nach Rom, deren Absicht war, die Schwellen der Apostel zu begrüßen, auf welcher aber des Jünglings glücklicher Verstand vielleicht eben so viel zur Vermehrung seiner Staatsklugheit als zur Gründung seines Seelenheils geärntet haben möchte. Entschlossen, den Ueberrest seines Lebens einer frommen Abgeschiedenheit von allen weltlichen Geschäften zu weihen, trat Wilhelm, 1596 dem 23jährigen Maximilian die Regierung seiner Länder ab.

Die Uneinigkeiten und Neckereyen zwischen den Religionspartheyen, die natürliche Rivalität zwischen den Bayerischen und Pfälzischen Häusern, und die aus dem Vorwand der Glaubensverschiedenheit hinzukommende wechselseitige Erbitterung, beschäftigten, wenigstens mittelbar, den jungen Herzog von Bayern schon in den ersten Jahren seiner Regierung. Aber die Execution des einseitigen und parteyischen Urtheilsspruchs gegen die Reichsstadt Donauwerth, die ihm 1607 von dem Kaiser übertragen wurde, war der erste

Auftritt, durch welchen Maximilian seine wichtige Rolle bey dem katholischen Religionstheil übernahm. Die Stadt blieb ihm für die Executionskosten verpfändet; zum großen Verdruß der Protestanten, aber in einer sehr natürlichen Folge der Deutschen Reichsjustiz, welche die Mächtigeren als Rächer gegen die Schwachen aufruft, und die Besoldung für dieses ehrenvolle Amt zu den Prozeßkosten des verlierenden und geschlagenen Theils rechnet; einer Justiz, welche das Faustrecht der Handlanger der executiven Gewalt mit den Mitteln und dem Wesen einer souverainen Macht vereinigt.

Man würde vergebens hier einen hellen Punkt aufsuchen, wo Maximilians Entschlüsse und Thaten reiften und aufgingen, wo seine Motive sich entwickelten. Die protestantische Partey, hier unterdrückt, dort widerrechtlich an sich reißend, war in der That und im Herkommen die schwächere; auch war bey den Angriffen der Reformation mehr Verschiedenheit und Uneinigkeit, als bey dem Widerstand des althergebrachten Glaubens, ihre Anhänger hielten weniger zusammen als die Katholiken, denn der Gemeingeist stellt sich nur über verjährte Vorurtheile zur Wache,

che. Formen und Verträge mußten also ersetzen, was dem Wesen der Sache abging: die Union der Protestanten ging der katholischen Ligue voran. Friedrich V. Churfürst von der Pfalz, war an ihrer Spitze; die erste Stelle bey der katholischen Ligue wurde Maximilians natürlicher Platz.

Das Menschengeschlecht war nun doch so weit erwachsen, daß die politische, mäßigere Anhänglichkeit eines Fürsten wie Maximilian, der Sache Roms weit wesentlichere Vortheile bringen konnte, als unbedingter Fanatismus. Wäre Ferdinand als Kaiser geblieben, was Maximilian als mächtiger Reichsstand war, so hätte das Reich schwerlich dreyßig Jahre geblutet, und schwerlich wäre die Religionengleichheit aufgekommen.

Die Geschichte und das Leben geben uns häufig Beyspiele von dem Schicksal, das Friedrichs und Maximilians wechselseitiges Verhältniß bestimmte. Jener erlag zeitlebens einer gewissen negativen Superiorität des Herzogs von Bayern, und verlor Glück und Ehre an einen Gegner, dessen Stärke hauptsächlich nur in Kälte und Eigennutz bestand. Maximilian hingegen

wuß-

wußte sich unverrückt in dem Vortheil zu erhalten, in welchen Friedrichs Unstern und Ungeschicklichkeit, bey friedlichen Unterhandlungen wie bey offenbarem Krieg, ihn setzte. So geschah es, daß Gewalt und Unbilden immer auf Friedrichs Seite blieben, und daß Maximilian, der seine Größe auf dem Verderben dieses unglücklichen Fürsten gründete, jeden Schein von Mäßigung, von Schonung, von redlicher Meinung, mit den zweydeutigen und darum sichreren Fortschritten seines Ehrgeitzes verband.

1617 hatte Friedrich den Herzög von Bayern zu bereden gesucht, dem Erzherzog Ferdinand die Nachfolge im Reiche streitig zu machen; aber Maximilian ließ sich von dem unreifen Vorschlag nicht blenden, er kannte den Kreis besser, in welchem er sich wirklich vergrößern und seine Macht erweitern konnte, und das Verdienst, nach einer Kaiserkrone nicht lüstern gewesen zu seyn, behielt er obendrein. Friedrich übernahm mit der Böhmischen Krone ein Loos, dem er nicht gewachsen war; die meisten seiner Bundes- und Glaubensgenossen selbst waren wohl in dem Fall, einen glücklichen Ausgang seiner kühnen Unternehmung zu benutzen, aber nicht durch ihre Unterstützung ihn zu sichern,

oder

oder auch nur das Strafgericht des bevortheilten rechtmäßigen Eigenthümers abzuwehren, der die Bayerische Hülfe mit den Ländern und Würden des treulosen Vasallen bezahlte. Auf diese Art wurde Friedrich V. von Maximilian erst wohlmeinend gewarnt, dann ohne Mühe geschlagen, und endlich durch Urtheil und Recht geplündert.

Die Kaiserlichen und die Bayern gewannen vereinigt die Schlacht am weißen Berg (1620); aber zur Ehre des Feindes gereicht es nicht, daß die beyden siegenden Theile sich nach der Schlacht einander Fehler vorwarfen, durch welche sie hätte verloren gehen sollen. Von dem kindischen Wagstück, sich zum Feind einer so entschieden überlegenen Macht aufgeworfen zu haben, trug Friedrich nichts als den entehrenden Namen des Winterkönigs davon. Aber Maximilian, dem Ferdinand nunmehr den Besitz seiner empörten Ober- und Unter-Oesterreichischen und Böhmischen Länder verdankte, hatte durch die Bedingungen, unter welchen er die Truppen der katholischen Ligue dem Dienst des Kaisers widmete, den Ruhm und den Vortheil erlangt, ein gefährlicher Freund eben dieser Macht zu werden.

Friedrich war so tief gesunken, und die kaiserliche Macht durch seinen Fall selbst so überwiegend geworden, daß die Fürsten, die es am besten mit ihm meinten, sich begnügen mußten, von dem Reichstag zu Regensburg wegzubleiben, wo (1623) seine Churwürde auf den Herzog von Bayern übertragen wurde. Einigen seiner Verwandten und Mitstände lag es ohnehin näher, mit dem Herzog von Bayern um die schöne Beute zu wetteifern, als dem eigenmächtigen Verfahren des Kaisers zu widerstehen; und der Neid auf Maximilians Glück verschlang die Furcht vor den Gefahren, mit welchen Ferdinands feyerlicher Despotismus dem Reiche drohte. Den Herzog von Bayern selbst trift der Vorwurf dieser Blindheit nicht, denn seine Vergrößerung, die hier mit den Eingriffen der kaiserlichen Gewalt Hand in Hand ging, bildete zugleich ein Gegengewicht für diese Gewalt. Dieser Sinn lag bey seinem Verhältniß mit dem Kaiser stets sehr deutlich in der immer wachen Vorsicht auf seiner, und der immer regen Eifersucht auf der Oesterreichischen Seite.

Es war für Maximilian genug, daß er im Reiche selbst und von seinen Mitchurfürsten anerkannt wurde; die Drohungen fremder Mächte,

und

und ihre Bündnisse gegen den Unterdrücker Friedrichs, konnten seinen Einfluß nur vergrößern, und seine Person, als Anführer der katholischen Ligue, dem Oesterreichischen Hause nothwendiger machen. Durch diese Verwendungen konnte der Krieg allgemeiner und langwieriger werden, aber Friedrichs Lage erleichterten sie nicht, da seine Feinde in Deutschland freyes Feld behielten; und während daß sein Interesse zu dem Spiel auswärtiger Kabinette den Namen mit hergab, bot er vergebens zu den nachtheiligsten Friedensvorschlägen die Hände, die ein Kapuziner, Namens Franz de Rota, im Namen Ferdinands und Maximilians im Haag ihm gethan hatte, und die jetzt, bey einer so günstigen Wendung der Dinge, zugleich mit dem zweydeutigen Agenten von beyden Fürsten verläugnet wurden.

Maximilians Rechnung für die Kriegskosten bey der Unterwerfung von Ober- und Unter-Oesterreich betrug dreyzehn Millionen Gulden, für welche der Kaiser ihm Ober-Oesterreich verpfändet hatte: aber Friedrich hatte dem Kaiser nach der Böhmischen Krone getrachtet; nichts war also natürlicher, als daß seine verfallenen Güter für kaiserliches Eigenthum gelten, und die Hypothek

ein-

einlösen mußten. Die Sache der kaiserlichen Machtvollkommenheit gewann für den Augenblick durch Maximilians Beystand, vorzüglich in einzelnen konstitutionsmäßigen Executionen, immer mehr; die Sache der Religion that ebenfalls in den Pfälzischen Ländern, die Maximilian statt Ober-Oesterreichs überkam, wunderbare Fortschritte; und Maximilian schlug in der allgemeinen Verwirrung das sicherste Mittel ein, um von einer Macht nicht verschlungen zu werden, die nur durch den von ihr selbst aufgerufenen Beystand aufgewogen werden konnte.

Maximilians Ehrgeitz hielt mit den Umständen immer so gleichen Schritt, daß es schwer seyn würde, zu bestimmen, wie weit sich jener ausgedehnt hätte, wenn diese noch mehrere und größere Versuchungen ihm dargeboten hätten. Er, ein geborner Fürst, spielte bloß die Rolle, welche die Politik ihm anwies; aber seinen gemessenen Gang störte ein Mann, bey welchem der Trieb des Ehrgeitzes viel leidenschaftlicher und unbändiger war, ein Mann, der mit allen seinen Kräften aus seinem Kreise hinaus strebte, und auf den Gräueln seines Zeitalters seine ungeheuern Entwürfe gründete. Wallenstein war Maximilians böser

Genius. Auf dem Churfürstentage zu Regensburg (1630) wurde dieser gefährliche Nebenbuhler zwar entfernt; aber die Gewalt, die er durch Gewalt erworben hatte, konnten keine Hof- und Reichskabalen ihm entreißen; seinen Ruhm vertilgte man nicht, der ihn laut zurück forderte, als Maximilians Feldherr, Tilly, in dem Schwedischen Kriege des Sieges entwöhnt wurde, und Gustav Adolph auftrat, dem man nicht Helden genug entgegen setzen konnte. Maximilians Bemühungen, mit der Entlassung Wallensteins und seines Heeres zugleich den Frieden in Deutschland zu bewirken, mochten bey dem Ungewitter, das schon aus Norden herandrohte, die Besorgniß, daß der wachsende Krieg Wallensteins Dienste unentbehrlich machen würde, mit zum Grunde haben. So gelang ihm freylich der erste seiner Entwürfe nur auf eine kurze Zeit, da der andre an der hartnäckigen Rechtgläubigkeit, an dem ungeschickten Uebermuth des kaiserlichen Raths scheiterte; und Wallenstein erschien wieder, stolzer durch diesen Triumph, und furchtbarer, weil bestimmte Rachsucht ihn entflammte.

Die Entlassung der Wallensteinischen Truppen und ihres Anführers war freylich durch ihre

Art zu subsistiren zum Theil eine Sache der Nation geworden; dann hätte aber Deutschland an Tilly's erweiterter Macht mehr gewinnen müssen, und bey Maximilians eifrigem Antheil an den Klagen des Reichs über die Verwüstungen der Wallensteinischen Armee, hätte Magdeburg und die Sächsische Allianz mit Schweden nicht auf die Rechnung der seinigen und seines Feldherrn kommen müssen.

Wallensteins Art zu dienen war für die Oesterreichischen Finanzen sehr einträglich, da seine Truppen im Namen des Kaisers fochten, ohne in seinem Sold zu stehen, sondern von dem Glück ihres Anführers lebten. Tilly's Unfälle, und die Fortschritte der Schweden entkräfteten alle Mittel, die Maximilian anwandte, um Wallensteins Wiedereinsetzung (1632) zu verhindern; und, bis der Kaiser die Erfahrung machte, was ein so wohlfeiler Heerführer seinem Herrn doch kosten kann, trugen die Bayerischen Erbländer die volle Strafe für den Haß und die Eifersucht ihres Fürsten.

Gustav Adolph selbst war in Deutschland oft als Feind willkommen, wo die Deutschen Truppen und Feldherren als Freunde verflucht wur-

den; seine Menschlichkeit und sein Edelmuth verläugneten sich auch bey seiner persönlichen Erscheinung in Bayern nicht. Aber nachdem Tilly an seinen Wunden gestorben war, muste Maximilian mit Wallenstein gemeinschaftlich handeln; und wenn auch jener alte Groll die kriegerischen Operationen des letztern nicht immer zu Maximilians persönlichem Nachtheil geleitet hätte, so fielen doch jetzt in dem Gange des Kriegs die Rücksichten weg, welche Tilly, selbst mit Hintansetzung der gemeinen oder der Oesterreichischen Sache, auf den Vortheil des Fürsten, dem er unmittelbarer angehörte, vielleicht behalten hätte.

In dem System des kaiserlichen Hofes war es natürlicher Weise nicht, sich Maximilians gegen den übermüthigen Generalissimus anzunehmen; und Wallenstein, dessen glücklichem Stern man entweder folgen oder sich von demselben erdrücken lassen mußte, gefiel sich darin, ihn durch seine Anschläge offenbar aufzuopfern, und durch sein Betragen ausgesucht zu demüthigen. Treuherzig genug sind eigne Worte des Churfürsten, die Adlzreiter aus seinem Munde selbst gehört zu haben erzählt, als er von Nürnberg zurück kam, wo er mit Wallenstein den Schweden gegenüber ge-

gestanden hatte: Ego vero, erwiederte er auf die Glückwünsche zu seiner Rückkehr, ego vero a Fridlando bene mortificatus redeo!

Der völlige Untergang des Churfürsten von Bayern und der katholischen Ligue, auf welcher seine Macht und sein Einfluß gegründet waren, diente dem Herzog von Friedland zugleich als Mittel zu weit größeren Entwürfen. Noch zur rechten Zeit für Ferdinand wurden ihm die Augen geöffnet. Wallenstein fiel 1634, ein Opfer seiner Ehrsucht: aber seine Rache überlebte ihn; denn Maximilian bekam es nicht wieder in seine Gewalt, den Krieg von seinen Erbländern abzuleiten, und die Kräfte, mit welchen er sonst nach dem entschiednen Uebergewicht in der Politik des Deutschen Reichs gestrebt hatte, mußten nun großentheils zu seiner Vertheidigung, und oft zu seiner Rettung verwandt werden.

Eine Seuche, die 1634 in Bayern so wüthete, daß sie in München allein funfzehntausend Menschen hingerafft haben soll, nimmt freylich in der Geschichte dieses Fürsten wenig Raum ein; aber sie vollendet ein gewisses Bild von Zerrüttung, das mitten unter der Verwirrung von Kriegsge-

tümmel und unendlichen Negotiationen in der letzten Hälfte seiner Regierung den Geist beschäftigt.

Friedrich lebte nicht mehr; Ferdinand der Dritte war seinem Vater nachgefolgt; achtzehn mühvolle Jahre waren seit dem berühmten Regensburger Reichstag verflossen, als 1641 für das Pfälzische Haus die Unterhandlungen wieder lebhafter angeknüpft wurden, und eben so fruchtlos, an eben den Hindernissen als vorher sich zerschlugen. Je mehr Aufwand aller Art jedem Theile sein besondres Interesse gekostet hatte, desto hartnäckiger bestand er darauf; und das Blut, das darum geflossen war, bezahlte sich immer mit neuem Blut.

Die zwey letzten Jahre des Kriegs waren für Maximilian reich an Begebenheiten und unvermeidlichen Unglücksfällen. Zur Betreibung des Friedensgeschäfts schien ein vorläufiger Waffenstillstand nothwendig zu seyn; aber von Seiten des Kaisers erhoben sich dabey immer neue Schwierigkeiten, auf deren Beendigung der kaiserliche Hof um so weniger ernstlich bedacht war, als es nur Maximilians Länder waren, die zunächst unter den Folgen der fruchtlos zerschlagenen Unterhandlung

leiden mußten. Die fortwährenden Rücksichten der Französischen Politik auf den Bayerischen Hof, boten in diesem Verhältniß dem Churfürsten eine Stütze dar, die er dem Kaiser zum Trotz ergreifen konnte. Er that, was er sich und seinem Lande schuldig war, und schloß (1647), hauptsächlich durch Französische Vermittelung, einen abgesonderten Waffenstillstand. Der Kaiser empfand es sehr übel, daß hierdurch der Krieg von Bayern ab in seine Lande geleitet wurde, und schlug alle Mittel ein, seinen Alliirten in ein solches Gedräng zu bringen, daß er wieder zu ihm zurückkehrte. Die kaiserliche Politik spann Verschwörungen unter Maximilians Offizieren an, reitzte den Feind zum Mißtrauen und zu neuen Drohungen, ließ es selbst an oberherrlichen Verfügungen gegen den einseitigen Schritt des Churfürsten nicht fehlen, und untermischte dieses ganze Gewebe mit freundschaftlichen Unterhandlungen. Den Vorwürfen des Kaisers, seinen scheinbar rechtlichen Schritten, den Verbrechen seiner eigenen Offiziere, den argwöhnischen Schwierigkeiten der Feinde, setzte Maximilian Muth und Würde entgegen; aber mit seinem mächtigen Bundsgenossen entzweyt, und durch die Nothwendigkeit dem Feinde so verdächtig, daß er seines Angriffs immer gewärtig seyn mußte

blieb ihm nichts als die Wahl zwischen Uebeln, deren kleinstes doch war, was von dem Glück der Waffen abhing. Er kündigte den Stillstand auf, und vereinigte seine Truppen wieder mit den kaiserlichen.

Die durch Wallenstein in der vereinigten kaiserlich-Bayerischen Armee ausgestreuten Keime von Parteysucht, von Uneinigkeit, von Verrätherey gehörten unter die schlimmsten Folgen, die aus dem ehemaligen Verhältniß zwischen diesem Feldherrn und dem Churfürsten von Bayern fortdauerten. So wenig Maximilian sich jetzt abgesondert erhalten konnte, so gut wußte er, daß seine Truppen, mit den kaiserlichen verbunden, selten glücklich waren; und er hatte selbst diesen Grund mit angeführt, um den Schweden seine Aufrichtigkeit in der Trennung von dem Kaiser zu belegen.

Eine Versöhnung nach dem offenbaren Bruch war nicht dazu gemacht, mehr Harmonie in die Maßregeln der vereinigten Armee zu bringen. Aber es war der Druck der Nothwendigkeit, unter welchem Maximilian erlag: Bayern mußte dem Feinde Preis gegeben werden, und der ausgehende

Krieg

Krieg (1648) schüttete noch vollends alle seine Schrecken auf das unglückliche Land und den alten Fürsten aus, der vor dem Brand und der Verwüstung mit seinem ganzen Hofe von Stadt zu Stadt flüchtete.

Die berühmten Aequivalente und Satisfactionen des Westphälischen Friedens trösteten nunmehr alle Fürsten und Völker für die dreyßig Jahre allgemeinen Elends. Dem sieben und siebzigjährigen Maximilian ließ der Tod noch ein paar Jahre Frist, in der ungewohnten Ruhe des Friedens die öde Erschöpfung seines Landes zu betrachten.

Axel Graf von Oxenstierna.

Es ist ein seltener Genuß für den Liebhaber der Geschichte, einen Mann, der eine vorzügliche Rolle in seinem Zeitalter spielte, um desto ehrwürdiger zu finden, je genauer man sich mit seinem Persömlichen bekannt macht. Und von dieser Seite betrachtet, verdient Oxenstierna beynahe noch mehr Aufmerksamkeit, als wegen seines Antheils an den wichtigsten Begebenheiten einer Periode, in der das Schicksal von Deutschland und ganz Europa bestimmt werden sollte. Vielleicht giebt es kein Beyspiel, daß ein Privatmann, der sich zu einer solchen Höhe über seine Zeitgenossen empor schwang, und ein mehr als königliches Ansehen während einer solchen Reihe von Jahren behauptete, den äußern Verhältnissen so wenig, und sich selbst so viel zu verdanken hatte, als er. Was das Glück für ihn that, war nicht Begünstigung, sondern Prüfung. Es stellte ihn in den entscheidendsten Zeitpunkten auf die gefährlichsten Posten,

spannte

spannte die Erwartung des Publikums aufs höchste, und erschwerte ihm alsdann oft jeden Schritt durch die furchtbarsten Hindernisse. Aber er bestand diese Probe, und selbst da, wo er dem stärkern Schicksale weichen mußte, erwarb ihm die Würde des Charakters, die er mit den Talenten des Staatsmanns vereinigte, die gerechtesten Ansprüche auf die Verehrung der Nachwelt.

Er stammte aus einem alten und angesehenen adlichen Geschlechte in Schweden, und wurde im Jahr 1583 zu Fanö in Upland geboren. In einem Alter von funfzehn Jahren verließ er sein Vaterland, um die Deutschen Universitäten, Rostock und Wittenberg zu besuchen. Hier studierte er außer Sprachen und Staatswissenschaften auch Theologie, und es existiren sogar vier theologische Dissertationen, die er in Wittenberg schrieb und vertheidigte; ein Umstand, der bey dem Religionseifer der damaligen Zeit und bey dem allgemeinen Interesse an den Streitigkeiten der Kirche weniger auffallend ist. Auf seine akademischen Studien folgte im Jahr 1603 eine Reise an die vornehmsten Höfe in Deutschland, die aber bald wegen einer Staatsveränderung in Schweden abgekürzt werden mußte. Karl der Neunte hatte den Thron

bestiegen, und wer zum Adel des Reichs gehörte, würde in sein Vaterland zurückberufen, um dem neuen Könige zu huldigen. Der zwanzigjährige Jüngling erschien vor einem Fürsten, dem es nicht an Beobachtungsgeist fehlte, die frühzeitige Entwickelung vorzüglicher Fähigkeiten zu erkennen, und der sich damals besonders in der Nothwendigkeit befand, außerordentliche Talente zum Dienste des Staats aufzusuchen. Ueberall von Feinden umringt, und selbst innerhalb seines Reichs gegen die heimlichen Bewegungen der Mißvergnügten nicht gesichert, durfte er es nicht wagen, seine Geschäfte mittelmäßigen Köpfen Preis zu geben, die bloß die Empfehlung des Alters für sich anzuführen hatten. Was dagegen für Oxenstierna sprach, war unter diesen Umständen von entscheidendem Gewicht. Auch wurde er schon im Jahr 1605 als Gesandter an die Herzoge von Mecklenburg geschickt, bald darauf (1609) zum Reichsrath ernannt, sodann zu verschiedenen wichtigen Unterhandlungen, besonders in Esthland, gebraucht, und bey jeder Gelegenheit erwarb er sich immer mehr das Vertrauen des Königs.

Karl der Neunte starb (1611) und hatte das Verdienst, Schweden auf Oxenstierna aufmerksam gemacht zu haben; aber ihn bei der Nachwelt auf-

aufzuführen, war einem Gustav Adolph vorbehalten. Nie fanden sich vielleicht ein König und ein Minister zusammen, die mehr für einander geschaffen waren. Beyde sind uns ein merkwürdiges Beyspiel, daß auch in diesem Verhältnisse zwey große Männer neben einander bestehen können, ohne daß einer dem andern verdunkelt.

Ein achtzehnjähriger Prinz wird Beherrscher eines Reichs, das durch innerliche Unruhen geschwächt, an allen Hülfsquellen erschöpft, und dabey in drey Kriege, mit Dännemark, Rußland und Pohlen auf einmal verwickelt ist. Daß er zum Feldherrn geboren sey, hat er schon Proben gegeben; aber für die innere Staatsverwaltung und für die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten bedarf er nicht bloß eines brauchbaren Werkzeugs, sondern eines Gehülfen. Unter den Männern, die auf sein Vertrauen Anspruch machen können, wählt er einen der jüngsten, überzeugt, daß das Maß der Erfahrung nicht mit der Länge sondern der Art des Lebens im Verhältnisse steht. Oxenstierna wird Reichskanzler und erster Minister (1612), und ein allgemeiner Beyfall der Nation ehrt diese Wahl. Held und Staatsmann arbeiten nun mit vereinten Kräften, ihr Vater-

land

land nicht nur vom Untergange zu retten, sondern es auf einen Gipfel zu erheben, den es vorher noch niemals erreicht hatte. Gustav siegt an der Spitze des Heers, und Oxenstierna durch Unterhandlungen. Ein vortheilhafter Friede mit Dännemark (1613) befreyte den König von einem seiner gefährlichsten Feinde. Durch einen zweyjährigen Stillstand mit Pohlen gewann er Zeit, Rußland zu demüthigen, und im Jahr 1617 waren schon zwey Kriege glücklich geendigt. Der dritte und harnäckigste Feind Sigismund, König von Pohlen, war nun allein noch zu bekämpfen übrig. Während dieses langwierigen Kriegs bildet Gustav sein Heer zum ersten in Europa, und sich selbst zum Ueberwinder Tilly's und Wallensteins. Unterdessen ist Oxenstierna theils im Innern des Reichs beschäftigt, um Ruhe, Ordnung und Wohlstand wieder herzustellen, theils leitet er den Gang der Negotiationen mit den benachbarten Mächten, indem er jedes günstige Moment benutzt, um das, was der König auf dem Schlachtfelde leistet, im Kabinette so geltend als möglich zu machen. Die Ausführung seiner Plane vertraut er selten einer Mittelsperson; er selbst ist überall gegenwärtig, wo irgend ein beträchtlicher Vortheil für den Staat gewonnen oder versäumt werden kann.

Auch

Auch begleitet er oft den König auf seinen Feldzügen, und spielt selbst bey der Armee keine unbedeutende Rolle. Bey dem Einfalle in Liefland (1621) und der Belagerung von Riga war er einer von den Schwedischen Generalen, die unter dem Könige dienten, und im Jahr 1626 erhielt er nebst der Statthalterschaft von Preußen das Commando über den Theil des Heeres, der diese neue Eroberung zu vertheidigen bestimmt war. Endlich wurde auch Pohlen nach einem langen aber fruchtlosen Widerstande zum Nachgeben genöthigt. Schweden hatte keinen Feind mehr zu fürchten, und bey Gustav Adolph erweckte das Gefühl seiner Kraft die schöne heroische Idee, als Retter der Unterdrückten in Deutschland aufzutreten. Zu Ausführung dieses Plans war Stralsund für ihn ein sehr wichtiger Ort. Der Besitz dieser Festung sollte ihm die Landung seiner Truppen auf Deutschem Boden erleichteru, und die Verbindung mit Schweden durch die Ostsee sichern. Daß Wallenstein die Stadt belagerte, und eine Dänische Besatzung sie nicht mit Nachdruck vertheidigen konnte, waren günstige Umstände. Oxenstierna ging (1628) selbst nach Stralsund, gewann die Vornehmsten der Stadt für das Schwedische Interesse, machte sodann eine Reise nach Dännemark,

und

und der Erfolg war, daß die Dänische Besatzung Stralsund verließ, um einer Schwedischen Platz zu machen. Mit Pohlen war unterdessen (1629) ein sechsjähriger Stillstand geschlossen worden; aber noch wurde auf dem Congresse zu Danzig der letzte Versuch gemacht, den völligen Ausbruch des Kriegs zwischen dem Kaiser und Gustav Adolph zu verhüten. Oxenstierna war es, der diese Unterhandlungen abbrach. Er bemerkte hinterlistige Absichten in dem Betragen sowohl der andern Gesandten, als der Stadt Danzig selbst, und drang in den König, den Uebergang nach Deutschland zu beschleunigen, ohne den Erfolg des Congresses abzuwarten. Gustav Adolph ließ ihn als Statthalter in Preußen zurück, und erst nach der Schlacht bey Leipzig (1631) rief er ihn zu sich nach Deutschland, um theils ihm die Regierungsgeschäfte in den neu eroberten Provinzen zu übertragen, theils ihn zu den wichtigsten Verhandlungen zu gebrauchen. Im folgenden Jahre wurden einige Schwedische Truppen am Rhein zusammengezogen, um Deutschland von dieser Seite gegen die Einfälle der Spanier zu decken, und Oxenstierna war ihr Befehlshaber. Es war ihm gelungen, ein Spanisches Corps zurück zu treiben, er hatte sein kleines Heer dem Könige wieder

zuge-

zugeführt, und nun sollte er als Staatsmann ein Geschäft von großer Wichtigkeit übernehmen, dem nur Er gewachsen zu seyn schien. Die protestantischen Reichsstände in Oberdeutschland wünschten sich Glück, an Gustav Adolph einen Beschützer gegen ihre mächtigen Feinde gefunden zu haben; aber die Lasten des Kriegs nach Verhältniß tragen zu helfen, waren sie nicht zu bewegen. Auf einem Congresse zu Ulm sollten deshalb gewisse Punkte festgesetzt werden, Oxenstierna hatte hierzu unumschränkte Vollmacht erhalten, und war in Ansehung der vier obern Kreise zum Stellvertreter des Königs in allen Staats- und Kriegsangelegenheiten ernannt worden. Aber ehe er noch den Ort seiner Bestimmung erreichte, traf ihn die erschütternde Nachricht, um welchen theuern Preis Schweden und seine Bundsgenossen den Sieg bey Lützen erkauft hatten.

In diesem Zeitpunkte begann die glänzendste Periode von Oxenstierna's Leben, aber die glücklichste ging zu Ende. Er hatte in Gustav Adolph den Helden verehrt, und den Menschen mit Wärme geliebt. In ihrem Verhältnisse gegen einander war nichts, was des höhern Verdienstes unwürdig ist. Gustav war über die kleinliche

Eitelkeit erhaben, niemanden als sich selbst seine Fortschritte verdanken zu wollen, und Oxenstierna weidete sich an der Größe seines königlichen Freundes. Was uns von ihrem gegenseitigen Betragen bekannt ist, hat das Gepräge einer patriarchalischen Biederkeit, die dem unverdorbenen Gefühle wohl thut, uud wobey weder der Ruhm des Königs, noch der Vortheil des Staats etwas verlor. Wohlgemeinte Warnungen, wenn Gustavs Jugendfeuer ihn zu weit verleitete, würden mit Gutmüthigkeit aufgenommen. Ein freundlicher Gegenvorwurf über zu große Kälte war alles, was Oxenstierna dabey wagte. Selbst in Beurtheilung bereits getroffener Maßregeln brauchte er nicht schüchtern zu seyn. Es war immer sein Wunsch, daß die Erblande des Kaisers zum Schauplatze des Kriegs gemacht würden; bey der ersten Zusammenkunft mit dem Könige nach der Schlacht bey Leipzig konnte er sich nicht enthalten, zu äussern, daß er ihm lieber in Wien zu diesem Siege Glück gewünscht hätte; und Gustav hielt es nicht unter seiner Würde, sich über die Gründe, die ihn für einen andern Plan bestimmt hatten, gegen seinen Minister zu rechtfertigen. Ein Zeitraum von zwanzig Jahren änderte nichts in den Gesinnungen des Königs. Er schien auf den

Besitz des Mannes stolz zu seyn, dessen Beystand allein, wie er öffentlich in den stärksten Ausdrücken bekannte, ihm die Sorgen der Regierung erleichtern konnte. Das unumschränkte Zutrauen, wovon er ihm noch in den letzten Tagen seines Lebens Beweise gab, wird niemand bey einem Gustav Adolph zu einer Wirkung der Schwäche oder des Leichtsinns herabwürdigen. Daß er an Treue, Patriotismus und Freundschaft glaubte, war für ihn eben so rühmlich, als es für Oxenstierna verdienstlich war, ihn in diesem Glauben bestärkt zu haben.

Für Schweden gab es nach Gustav Adolphs Tode kein dringenders Bedürfniß, als die Einrichtung der Regentschaft während der Minderjährigkeit seiner Nachfolgerin. Oxenstierna war es, den man darüber um Rath fragte, und seine Vorschläge wurden durchgängig angenommen. Die fünf obersten Staatsbedienten, zu denen er selbst gehörte, überkamen die Verwaltung des Reichs; aber ihm allein überließ man die Besorgung der Deutschen Angelegenheiten. Seine Vollmacht war von dem weitesten Umfange. Die Schwedische Regierung übertrug ihm nämlich, mit uneingeschränkter Gewalt, das Directorium über die Trup-

pen, und die Leitung der Politik: sie gab also Krieg und Frieden in seine Hand. Würdig dieses großen Vertrauens, durchschaute der Kanzler die Lage der Dinge, und wog die Treue und die Verstellung der verschiedenen Bundsgenossen gegen einander ab, und nahm überall Rücksicht auf die Verhältnisse mit Schweden. Schnell sandte er die Feldherrn, welche ihm sein König hinterlassen hatte, in verschiedene Provinzen aus. Jeder derselben erhielt den Platz, auf den er sich am besten schickte, und wo er am nützlichsten wirken könnte. Denn Gustavs Entwürfe, die Verhältnisse der Europäischen Mächte und die Lokalumstände Deutschlands konnten niemanden besser bekannt seyn, und niemand hatte ein größeres Recht auf das Vertrauen der Nation. Erholung nach vieljährigen obgleich mit glänzendem Erfolge geführten Kriegen war ein Bedürfniß des Staats; aber Schweden hatte sich für die Unternehmung seines Königs begeistert, und dieser Enthusiasmus äußerte sich nirgends lebhafter als bey Oxenstierna. Das angefangene Werk seines Helden war ihm heilig, und es auf eine würdige Art zu vollenden sein höchstes Bestreben. Aber dieses Ziel durfte nicht blos auf Kosten seines Vaterlandes erreicht werden, das schon so viel

dafür

dafür aufgeopfert hatte. Gleichwohl war von den mächtigsten Fürsten Deutschlands nach Gustavs Tode noch weniger zu erwarten als vorher. Zu andern Schwierigkeiten gesellten sich nunmehr noch die Verhältnisse des Ranges. Der Schwedische Reichskanzler durfte nicht auf alles Anspruch machen, was man einem Gustav Adolph eingeräumt hatte. Aber eben in dieser Lage zeigt sich an Oxenstierna eine seltne Gewandtheit und Festigkeit. Ohne sich etwas zu vergeben, fing er damit an, die schwächern Reichsstände unter den Protestanten zu gewinnen, die in den vier obern Kreisen zerstreut sind, vermied dadurch alle Collisionen mit den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, und überließ diesen, einen besondern Bund in Ansehung Niederdeutschlands zu errichten. Auf einem Congresse zu Frankfurt am Main sollten gemeinschaftliche Berathschlagungen über die Angelegenheiten der Protestanten gepflogen werden. Von Seiten des Kaisers war man nachgiebiger gegen die Deutschen Reichsstände geworden, aber desto größer war die Erbitterung gegen Schweden; ein Umstand, der leicht von einigen Protestantischen Fürsten benutzt werden konnte, denen die ausländische Hülfe theils entbehrlich, theils äußerst beschwerlich zu werdeu anfing.

Oxenstierna konnte den Beystand Schwedens nicht aufdringen, und Entschädigung für die geleisteten Dienste war alles, was er fordern konnte. Und hierzu wußte er ein Mittel auszufinden, das für keine der streitenden Parteyen zu drückend seyn konnte. Sein Plan war, Besitzungen an der Ostsee für Schweden zu gewinnen, und ihren Eigenthümern durch Secularisirung einiger Bisthümer einen Ersatz zu verschaffen. Aber diese Idee, welche vierzehn Jahr später im Westphälischen Frieden ausgeführt wurde, fand damals noch wenig Eingang. Oxenstierna war nicht in der Lage, Gesetze vorschreiben zu können. Das Schwedische Heer hatte gesiegt; aber alles vereinigte sich, die Früchte dieses Sieges zu vereiteln. Uneinigkeit der Feldherrn, Mißvergnügen und Unordnungen bey den Soldaten, Mangel an Zufuhr bey dem erkalteten Eifer der Bundesgenossen, Unmöglichkeit unter diesen Umständen die strenge Schwedische Disciplin bey der Armee aufrecht zu halten, waren Ursachen genug, auch die tapfersten Truppen den Feinden weniger fürchterlich und den Freunden verhaßt zu machen. Angesehene Deutsche Fürsten hatten als Generale unter Gustav Adolph gedient; mit Unwillen ertrugen sie jetzt die Abhängigkeit von einem ausländischen

Staatsminister. Im Vertrauen auf die Zuneigung eines Heeres, welches selbst größtentheils aus Deutschen bestand, hoffte mancher unter ihnen, jetzt den gemeinschaftlichen Zweck mit seinen persönlichen Nebenabsichten vereinigen zu können, und von diesen Werkzeugen sollte Oxenstierna die Ausführung seiner Entwürfe erwarten. Außerhalb Deutschlands war Frankreich die einzige Macht, von der er sich Unterstützung versprechen durfte; aber gegen einen Richelieu konnte er nicht sorgfältig genug auf seiner Huth seyn. Wer stand ihm dafür, daß Schweden nicht bey der ersten Gelegenheit aufgeopfert wurde, wenn Frankreichs Zweck, das Haus Oesterreich zu schwächen, entweder erreicht war, oder durch andre Mittel erreicht werden konnte? Auch fing Richelieu schon jetzt an, einen höhern Preis auf seinen Beystand zu setzen. Die Eroberungen Schwedens an den Ufern des Rheins sollten an Frankreich fallen, ein Französischer Prinz sich mit der Königin Christina vermählen, und der Reichskanzler zur Beförderung dieser Absichten durch persönliche Vortheile gewonnen werden. Aber Versuche dieser Art hatten hier ganz entgegengesetzte Wirkung. Daß Schweden sich nur für Frankreichs Größe erschöpfen, und nach allem, was es für Deutsch-

land gethan hatte, nur eine untergeordnete Rolle in diesem Reiche spielen sollte, war für Oxenstierna ein empörender Gedanke; und seit dieser Zeit bemerkt man in seinem ganzen Betragen eine fortdauernde Bitterkeit gegen die Französische Politik. Bey aller Gewalt über sich selbst, die er in andern Fällen bewies, konnte er doch diesen Zug selbst da nicht in der Folge verläugnen, als er bey den entgegen gesetzten Gesinnungen der Königin seinen ganzen Einfluß dadurch aufs Spiel setzte. Indessen verwandelte damals sein Mangel an Willfährigkeit, gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte, einen unzuverlässigen Bundesgenossen in einen heimlichen Gegner.

Aber so viel Umstände sich auch gegen Schweden bey dem Deutschen Kriege vereinigten, so verlor die Nation doch den Muth nicht, und daß sie nicht zu viel von Oxenstierna erwartet hatte, bewies der Erfolg des ersten Jahres. Die wichtigsten Schwierigkeiten waren schon überwunden, die Unordnungen bey der Armee großentheils abgestellt, die dringendsten Bedürfnisse des Heers befriedigt, die protestantischen Reichsstände der vier obern Kreise zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, die Friedensunterhandlungen auf eine

Art

Art eingeleitet, die weder Hartnäckigkeit oder Vergrößerungssucht, noch Schwäche verrieth, und zu gleicher Zeit die nöthigen Anstalten getroffen, den Krieg auf allen Seiten mit Nachdruck fortzusetzen. Oxenstierna hatte das Ansehen seines Vaterlandes und seine persönliche Würde zu behaupten gewußt. Die Schwedischen Feldherrn wagten es nicht, sich gegen ihn aufzulehnen, und die ausgezeichnete Achtung, mit der ihn die vornehmsten Deutschen Fürsten und fast alle Europäischen Mächte behandelten, war vollkommen der Wichtigkeit seines Postens angemessen. Vorzüglich aber gelang es ihm, sich die Zuneigung der verbündeten Reichsstände zu erwerben, von denen er sogar den Antrag erhielt, das Erzbisthum Mainz, welches sich damals in den Händen der Protestanten befand, nebst der Chur-Würde für sich selbst in Besitz zu nehmen. Ein solches Anerbieten konnte er weder ablehnen noch annehmen, ohne bey dem Schwedischen Reichsrathe anzufragen, und dieser gab seine völlige Einwilligung unter der einzigen Bedingung, daß Oxenstierna die Dienste seines Vaterlands nicht eher, als bis es durch einen annehmlichen Frieden entschädigt seyn würde, verlassen sollte. Einige nicht unbeträchtliche Vortheile, die die Schwedischen Truppen über den

Feind gewonnen hatten, eröffneten schon die günstigsten Aussichten; aber alle diese glänzenden Hoffnungen zertrümmerte ein einziger Schlag — die unglückliche Schlacht bey Nördlingen. Jetzt sahe sich Oxenstierna ohne sein Verschulden auf einmal doppelt so weit zurück geworfen, als er bereits von dem Punkte, wo er ausging, vorgerückt war. Aber desto größer war sein Verdienst, in solchen Augenblicken eben so entfernt von Kleinmuth als von blinder Verwegenheit zu bleiben. Er übersah gleichsam von einem höhern Standpunkte, wo Leidenschaft seinen Blick nicht umnebelte, nicht nur die ganze Größe der Gefahr und das Maß seiner Kräfte, sondern auch jeden günstigen Umstand, der ihm theils neue Hülfsquellen eröffnete, theils die drohendsten Uebel wenigstens eine Zeit lang entfernte. Er mäßigte den Eifer seiner Nation, die ihm neue Unterstützung an Geld und Truppen anbot. Aufopferungen dieser Art schienen ihm in der jetzigen Lage fruchtlos. Sein Vaterland bedurfte Schonung, um dann mit erneuerten Kräften wieder hervorzutreten, wenn alles vorbereitet seyn würde, um ihm einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Jetzt dachte er bloß darauf, Zeit zu gewinnen, Frankreich in den Deutschen Krieg zu verwickeln, den Kaiser dadurch

an den Ufern des Rheins zu beschäftigen, die Küsten der Ostsee zu decken, den niedergeschlagenen Muth der protestantischen Reichsstände aufzurichten, und ihre vereinigten Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind aufzubieten. Aber dieser Feind hatte Klugheit genug gehabt, den schlimmsten Gebrauch von seinem Siege zu machen, den Schweden nur befürchten konnte. Der Prager Frieden (1635) verstärkte die Partey des Kaisers, und Oxenstierna sah sich bald von dem größten Theile seiner Bundesgenossen in Deutschland verlassen.

Herzog Wilhelm von Weimar, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, die Herzoge von Meklenburg und Pommern folgten dem Beyspiele Brandenburgs und Sachsens nach; Oxenstierna und sein getreuer Feldherr Banner standen beynahe ganz allein. Aber Oxenstierna stand fest und unerschüttert. Als er in Deutschland verlassen war, reiste er nach Frankreich und Holland, und suchte dort neue Quellen der Hülfe und der Unterstützung auf. Diesen Zeitpunkt wollte Sachsen benutzen. Churfürst Johann Georg wiegelte, das Schlimmste, was Oxenstierna begegnen konnte, den kleinen Rest der getreuen Schwedischen Soldaten

daten auf. Die Schweden standen bey Magdeburg; hier kamen täglich Verführer und Briefe aus Sachsen an, welche den Offizieren dringende Ermahnungen und große Versprechungen thaten, Oxenstierna zu verlassen. Müde so großer Beschwerlichkeiten, angelockt durch einen bessern Sold, furchtsam durch die Nördlinger Niederlage, standen die Offiziere und Gemeinen auf dem Punkt, davon zu laufen, als Oxenstierna plötzlich erschien. In Gesellschaft Banners trat er vor die schwürige Armee; die Offiziere hielten die Sächsischen Versprechungen in der Hand. „Seyd ihr die Schweden," fing er an, „welche unter Gustav Adolph gefochten haben? Sein verklärter Geist schwebt jetzt über euch. Er läßt euch fragen durch mich, seinen treuen Diener und Freund, ob ihr das von ihm gelernet habet, auf Menschen mehr zu bauen, als auf eure Tapferkeit und auf Gott? Wer um zeitlicher Güter oder um Bequemlichkeit willen unter uns ist, verdienet den Namen eines Schwedischen Soldaten nicht: er gehe, wohin er will. Wer aber Gott, der Religion und seinem großen König auch noch nach dem Tode getreu seyn will, der gebe mir die Hand. Will das keiner, so steh' ich hier allein, und sterbe für Gustav Adolphs Sache." Der Canzler hatte noch nicht

geen-

geendiget, so standen schon alle Offiziere um ihn herum, zerrissen die Sächsischen Briefe, trockneten sich die Augen, versprachen ihm zu gehorchen, und Bannern zu folgen, wohin er wollte.

In Frankreich hatte er bei einer mündlichen Unterhandlung mit Richelieu seine Absicht erreicht. Und nun gelang es ihm auch in Deutschland, durch unermüdete Thätigkeit und durch eine seltne Mischung von Nachgiebigkeit und Strenge die zerrütteten Angelegenheiten Schwedens zum Theil wieder herzustellen, sich mit den wenigen treu gebliebenen Bundesgenossen fester zu verbinden, die schwankenden von offenbaren Feindseligkeiten zurück zu halten, und auf Kosten derjenigen, die sich bereits für den Kaiser erklärt hatten, den Krieg fortzusetzen.

Seine Gegenwart schien nunmehr in Schweden nothwendiger zu werden, und im Jahr 1636, ging er zurück. Er wurde mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, die Reichsstände, denen er Rechenschaft von der Vollziehung des erhaltenen Auftrags ablegte, erkannten seine Verdienste, und durch dieses Ansehen, das ihm die Dankbarkeit der Nation erwarb, herrschte er ei-

nige

nige Jahre in Schweden mit einer beynahe un- umschränkten Gewalt. Aber kaum hatte die Königin Christina Besitz von der Regierung genommen, so änderte sich die Scene. Sie schätzte den Reichskanzler, hatte persönliche Verbindlichkeiten gegen ihn, und wußte ihm keinen gegründeten Vorwurf zu machen; aber sein Uebergewicht bey den Berathschlagungen war ihr drückend. In einigen ihrer damaligen Briefe bemerkt man den heimlichen Widerwillen gegen eine Art von fortdaurender Vormundschaft und gegen den Beystand eines Rathgebers, dessen Anschein von Unentbehrlichkeit ihren eignen Ruhm verdunkelte. Hierzu kam eine gewisse Vorliebe für die Französische Nation, die einer jungen geistvollen Königin theils durch Erziehung theils durch nachherigen Umgang werth geworden war, aber mit der sich Oxenstierna noch immer nicht aussöhnen konnte. Und auf diese Art entstand nunmehr eine Gegenpartey wider den Reichskanzler, an deren Spitze die Königin selbst sich befand. Sie erhob ihren Günstling, Graf Magnus de la Gardie, zu den höchsten Ehrenstellen, und in Ansehung der mühsamen Staatsgeschäfte glaubte sie in Adler Salvius, dem zweyten Gesandten bey den Deutschen Friedensunterhandlungen, einen Er-

satz für Oxenstierna zu finden. Frankreich wußte diese Umstände bey dem Congresse trefflich zu benutzen. Während daß Oxenstierna's ältester Sohn, als erster Schwedischer Gesandter, die siegreichen Fortschritte eines Torstensohn geltend zu machen suchte, hatte der Graf d'Avaux die Königin selbst so sehr zu seinem Vortheil gewonnen, daß sie von Zeit zu Zeit in den stärksten Ausdrücken ihren Unwillen über den Aufschub des Friedens bezeigte. Der Reichskanzler wurde beschuldigt, daß er den Krieg, als ein Mittel sein Ansehen zu erhalten, verlängere. Zu gleicher Zeit entstand das Gerücht, daß er den Plan habe, seinem zweyten Sohne Erich die Hand der Königin, die Schwedische Krone und selbst die Deutsche Kaiserwürde zu verschaffen. In dieser Absicht, hieß es, hätte die völlige Gleichheit der Religionen in Deutschland in Ansehung des Kaiserthums und aller Bisthümer, und die Verbindung der Churwürde mit den Schwedischen Besitzungen zu einer Hauptbedingung des Friedens gemacht werden sollen. Allein bey dem damaligen Glücke der Schwedischen Waffen, bey der Besorgniß des Kaisers für seine Erblande, und bey seiner Bereitwilligkeit zu einem besondern Frieden mit Ausschluß Frankreichs, war es wohl für

den

den Schwedischen Patrioten und für den eifrigen Vertheidiger der Protestanten ein sehr erlaubter Gedanke, von den günstigen Zeitumständen den größten möglichen Vortheil zu ziehen. Was aber sonst damals von Oxenstierna's romanhaften Entwürfen zum Besten seines Sohnes ausgestreut wurde, paßt zu wenig in seinen bekannten Charakter, um es bloß auf das Anführen der Gegenparten für wahr anzunehmen. Es giebt einen Brief des Reichskanzlers an den Grafen Erich, in dem dieser Umstand erwähnt wird, ohne daß sich dabey die mindeste Spur von einem angelegten Plane bemerken läßt. Der junge Graf wird ermahnt, die Verläumdungen der Feinde seines Vaters durch eine anständige Heirath zu widerlegen; und aus andern Nachrichten weiß man, daß er sich kurz darauf wirklich vermählte.

Durch diesen Kampf mit einer mächtigen Hofkabale wurde der Abend eines thatenvollen Lebens dem Reichskanzler verbittert. Aber, gestützt auf sein anerkanntes Verdienst und auf die Verehrung seiner unbefangenen Mitbürger, sollte er auch hier nicht unterliegen. Bey aller Abneigung gegen ihn wagte es die Königin nicht, ihn ganz zu entfernen, und nur durch Umwege suchte sie nach

nach und nach seinen Einfluß zu schwächen. Sie hatte Mittel gefunden, die königliche Gewalt über die Grenzen der damaligen Regierungsform zu erweitern, hatte einen Theil der Reichsstände auf ihre Seite gebracht, und dadurch die Macht des Senats vermindert; aber in diesem einzigen Punkte fürchtete sie die Meinung des Volks. Dieß ging so weit, daß sie mit dem Französischen Hofe sich in eine Art von heimlicher Verbindung gegen ihren eignen Staatsminister einließ. Durch eine öffentliche Beschwerdeschrift gegen den Reichskanzler, worin Frankreich ihn allein als den Verzögerer des Friedens anklagen sollte, hoffte sie ihn bey der Nation verhaßt zu machen. Oxenstierna erfuhr dieß Vorhaben, ehe es ausgeführt wurde, durch den Spanischen Gesandten in Münster; und da man nachher diese Idee wieder aufgab, machte er keinen Gebrauch von der erhaltenen Nachricht zum Nachtheil der Königin, sondern erklärte die ganze Sache für eine Erdichtung. Einige Zeit darauf bat er um seine Entlassung; aber seine Unentbehrlichkeit während der Friedensunterhandlungen in Deutschland war zu einleuchtend, und die Vorstellungen des Reichsraths gegen die Bewilligung seines Gesuchs zu dringend, als daß die Königin diese Gelegenheit hätte benutzen kön-

nen. Auch nach dem Schlusse des Westphälischen Friedens blieb Oxenstierna noch immer eine der ersten Personen in Schweden. Selbst der Französische Hof, so sehr ihm die Königinn ergeben war, glaubte demungeachtet den Reichskanzler nicht vernachläßigen zu dürfen, und Mazarin schärfte jedem Gesandten ein, die Gunst eines Ministers zu gewinnen, der seinem Urtheile nach ein zu vollendeter Staatsmann sey, um jemals in Schweden eine unbedeutende Rolle spielen zu können.

Aber nicht genug, daß Oxenstierna's Feinde ihre Absicht nie gänzlich erreichten; es war ihnen noch eine größere Demüthigung vorbehalten. In dem lezten Jahre vor seinem Tode erlebte er noch eine vollkommene Genugthuung, und seine Fürstin schenkte ihm mehr als jemals ihr ganzes Vertrauen wieder. Sein mächtigster Gegner, Graf Magnus de la Gardie, war so tief gefallen, daß er eben den Mann, den er immer zu verdrängen gehoft hatte, jezt um sein Vorwort bey der beleidigten Königinn bitten mußte. Nunmehr war Oxenstierna auf einmal gegen alle Beschuldigungen gerechtfertigt, und seine Neider verstummten. Er widersezte sich dem Lieblingswunsche der Königinn, die Regierung niederzulegen,

gen, mit äusserster Hartnäckigkeit; aber er ward doch deswegen weder von ihr noch von ihrem Nachfolger verkannt. Carl Gustav, dem er die Gelangung zur Krone aus allen Kräften erschwert hatte, überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen, und nannte ihn oft seinen Vater. Aber kaum hatte der neue König die Regierung angetreten, so wurde Oxenstierna von einer Krankheit befallen, die am 28 August 1654 sein Leben endigte. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn die Sorge für die künftigen Schicksale der Königinn, und auf alles, was man dabey über ihre Sonderbarkeiten bemerkte, erwiederte er bloß: „Aber sie ist doch des großen Gustavs Tochter.“ Und dieß waren seine lezten Worte.

An diesem einzigen Zuge erkennt man schon einen Mann, bey dem das Herz seine Rechte bis zu dem lezten Athemzuge behauptete, ungeachtet er eine lange Reihe von Jahren in einer Beschäftigung verlebt hatte, die man gemeiniglich für die Schule des verfeinerten Eigennutzes zu halten pflegt. Aber eben so wenig erlag auch sein Geist unter dem Drucke der Geschäfte. In seinen Unterhandlungen herrschte ein gewisser ächt-römischer Ernst, der aber nie in Steifheit oder Schwer-

fälligkeit ausartete. In Beobachtung des Ceremoniels wußte er sehr gut die Grenze zu finden, wo die strenge Behauptung seiner Rechte in Pedanterie übergeht. Bey der Conferenz mit einigen stolzen Pohlnischen Magnaten, wo jede Nachgiebigkeit für Schwäche gegolten hätte, wich er nicht einen Fuß breit; aber dagegen fehlte es ihm nie an Auswegen, bey den Unterhandlungen mit Richelieu oder den Deutschen Reichsständen alle Rangstreitigkeiten zu vermeiden. Selbst über gewisse anerkannte Regeln der Politik hielt er nicht mit einer solchen Aengstlichkeit, daß er sich nie eine Ausnahme erlaubt hätte, wenn er einen besondern Trieb dazu fühlte. Richelieu war ihm eine sehr wichtige Person; aber gleichwohl konnte er sich nicht versagen, einen verdienstvollen Mann an ihm zu rächen, für dessen Schicksal er sich interessirte. Einer der berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit, Hugo Grotius, hatte den eitlen Kardinal beleidiget, indem er ihn in einer Dedication an den König von Frankreich nicht erwähnte. Die Folge davon war, daß ihm ein Jahrgehalt entzogen ward, den er zeither von dem Französischen Hofe empfangen hatte. Grotius ging nach Deutschland, und Gustav Adolph, der seine Lage erfuhr, nahm ihn in seine Dienste.

Einige

Einige Zeit darauf wurde die Französische Gesandtschaft erledigt, und Oxenstierna glaubte einen Richelieu nicht ausgesuchter kränken zu können, als wenn er ihn nöthigte, eben den Mann, den er so unwürdig behandelt hatte, jezt als Schwedischen Gesandten mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu empfangen. Der Kardinal bot alles auf, um einer solchen Demüthigung überhoben zu seyn, aber Oxenstierna blieb unbeweglich. Grotius behauptete sich einige Jahre als Gesandter in Frankreich, keine einzige Auszeichnung, auf die er Anspruch machen konnte, durfte ihm versagt werden, und Richelieu selbst bequemte sich endlich, das Vergangene durch Mißverstand und andere Ausflüchte zu entschuldigen.

Oxenstierna liebte die Wissenschaften, er beschäftigte sich selbst mit Auszeichnung der merkwürdigsten Begebenheiten, an denen er Theil genommen hatte, und nach zuverläßigen Nachrichten ist der zweyte Theil der Geschichte des Schwedisch-Deutschen Kriegs, wovon Bogislaus Philipp von Chemnitz für den Verfasser angegeben wird, ganz von seiner Hand. Auch wußte er die Schriftstellerey sehr gut zu Staats-Absichten zu benutzen.

Zu einer Zeit, da die meisten Deutschen Reichsstände sich auf die Seite des Kaisers neigten, erschien die berühmte Streitschrift des sogenannten Hippolitus a lapide gegen das Haus Oesterreich, welche damals nicht wenig zur Vereitlung der kaiserlichen Entwürfe beytrug. Und dieses Werk entstand auf Veranstaltung des Reichs-Kanzlers, größtentheils aus den von ihm gelieferten Materialien.

Das Wesentliche seines Charakters ist von der Königinn Christina selbst in einer kurzen Schilderung zusammen gefaßt worden, die sich unter ihren nachgelassenen Papieren erhalten hat, und ihre eignen Worte mögen diesen Aufsatz beschliessen.

„Dieser große Mann," schreibt sie, „besaß einen sehr ausgebildeten Verstand, die Frucht einer nützlich angewendeten Jugend. Auch mitten unter seinen überhäuften Arbeiten las er noch viel. Sein Geschäftsblick war schnell, und seine Staatskenntnisse eben so ausgebreitet als gründlich. Er war von der Stärke und Schwäche aller Europäischen Staaten unterrichtet. In ihm vereinigte sich eine reife Erfahrung, ein viel umfassender Geist und eine große Seele. Seine Thätigkeit

war unermüdet. Geschäfte waren seine Vergnügen, und selbst in Stunden der Erholung wußte er von keiner andern Zerstreuung. In seiner Lebensart liebte er die Mäßigkeit, so sehr als es in einem Zeitalter und bey einer Nation möglich war, wo diese Tugend noch unter die unbekannten gehörte. Für einen Mann auf seinem Posten hatte er ein eignes Talent, ruhig zu schlafen. Nur zweymal in seinem Leben, versicherte er, hätte er wegen einer Staats-Angelegenheit eine Nacht schlaflos zugebracht, einmal nach dem Tode Gustav Adolphs, und das zweytemal nach der Schlacht bey Nördlingen. Ausserdem wäre er immer gewohnt, beym Schlafengehen mit seinen Kleidern zugleich alle seine Sorgen abzulegen, und sie bis zum andern Morgen ruhen zu lassen. Uebrigens war er ehrgeitzig, aber treu und unbestechlich. Nur zu viel Langsamkeit und Pflegma war zuweilen sein Fehler."

Amalia Elisabeth,

Landgräfin von Hessen-Kassel.

Nach Betrachtung der vielen furchtbaren Gemählde des dreyßigjährigen Krieges weilt der Forscher mit stillem Vergnügen bey dem schönen Bilde Amaliens Elisabeth, der großen Tochter Philipp Ludwigs des Zweyten, Grafen von Hanau. Durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten ist sie die Zierde ihres Geschlechts, durch häusliche Tugenden das Muster eines guten Weibes, durch Weisheit und Standhaftigkeit, durch Verstand und Muth eine große Fürstin.

Mit den Reitzen der Jugend geschmückt, wurde sie, im siebzehnten Jahre ihres Alters, 1619 mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelm dem Fünften, vermählt, mit einem Fürsten, den die Geschichte einen Vater und Beschützer der

Wissen-

Wissenschaften, einen Vertheidiger der Freyheit und einen Freund Gustaph Adolphs nennt. Acht Prinzen und sechs Prinzessinnen waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit und Treue. Unterdessen der Landgraf, in den allgemeinen Krieg verwickelt, an der Spitze seines Heeres fechten mußte, sorgte sie unermüdet für die Erziehung ihrer Kinder, um noch nach ihrem Tode durch ihre Nachkommen den Unterthanen einen Segen zu hinterlassen. Sie hatte ihren Sohn, Wilhelm den Sechsten, zu einem vortreflichen Regenten gebildet, nicht bloß durch Grundsätze, sondern auch durch ihr eigenes Beyspiel. Im Jahr 1637, während der Belagerung des Schlosses Stückhausen in Ostfriesland, starb ihr Gemahl in Leer, nicht durch Wunden, sondern, nach den Muthmassungen des Arztes Laurelius, vergiftet durch Melander, seinen eigenen, von den Feinden dazu erkauften Generale. In seinem Testamente legte er den Beweis nieder, wie sehr er den Werth Amaliens kannte: sie wurde darin zur Regentin des Landes und zur Vormünderin seiner Kinder bestimmt. Das Land war am Rande des Unterganges; Amalia und Kinder standen auf dem Punkte desselben beraubet zu werden. Der Kaiser hatte den verstorbenen Landgrafen in die Acht erklärt; sein Freund,

Landgraf Georg der Zweyte von Hessen-Darmstadt, von einem kaiserlichen Heer, unter Anführung des Generals Götz, unterstüzt, sollte diese Achtserklärung in Ausübung bringen, und Regent und Vormund werden. Aber Amaliens Klugheit und Muth war stärker als die Gewalt des Kaisers. Ungeachtet des Wiederstandes von ihren eignen Räthen und Dienern lies sie die Landesstände versammeln, stellte ihnen die unmündigen Kinder ihres ehemaligen Herrn vor, lies das Testament ablesen, und kündigte ihnen an, sie selbst wolle für ihre Länder und Kinder sorgen. „Das hab' ich fest beschlossen, sezte sie hinzu, und niemand soll mich daran hindern!" Sie gehorchten und legten den Eid ab. Nun übernahm sie die Regierung des Landes, erklärte sich zur Vormünderin ihrer Kinder, vertheidigte ihr Land, sezte den Krieg fort, rettete den Staat vom Untergang durch unerschütterliche Standhaftigkeit, und regierte ihn vierzehn Jahre mit bewundernswürdiger Weisheit und mit unsterblichem Ruhm. Im Jahr 1650 übergab sie ihrem Sohn die Regierung des Landes, welches sie nicht nur in eine bessere Verfassung gesezt, sondern auch durch ihre Staatsklugheit vermehrt, und dessen Besitz im Westphälischen Frieden für ihre Nachkommen befesti-

festiget hatte. Dann widmete sie ihr Leben der Stille und der Ausübung ihrer Religion. Sie starb 1651.

Wenn man alle Züge dieser großen und schönen Seele einzeln betrachtet hat, und sich dann dem Eindruck des Ganzen überläßt, so fühlt man sich von Liebe und Bewunderung durchdrungen. So einnehmende und feine Sitten, deren Zauber selbst dem Corps diplomatique beym Westphälischen Friedens-Congreß unwiderstehlich war, sind selten mit so hohem Muth und so heldenmüthigem Geiste vereiniget; die bescheidene häusliche Tugend kommt selten neben hohen Heldentugenden empor; das Band der Freundschaft löset die Staatspolitik auf; durch die Sorge der Regierung wird die Aufmerksamkeit der Regenten auf die Veredelung und das Glück ihres Herzens gewöhnlich erstickt. Amalia Elisabeth, an die Grazie des Lebens gewöhnt, übernimmt die Vertheidigung ihres Landes gegen mächtige Feinde, vermittelst des Schwerts und der Politik. Sie ist Mutter ihrer Unterthanen und Mutter ihrer Kinder. In den größten Bedrängnissen bleibt sie ihren Bundesgenossen, den Schweden, treu. Sie rettet ihre Länder von dem Untergange, wird,

unge-

ungeachtet eines verwüstenden Krieges, Schöpferin des Hessen-Kasselischen Staats, wie er noch in unserm Zeitalter bestehet, und beschützt, aus Ueberzeugung ihres Werthes, eine aufgeklärte Religion, der ihr ganzes Herz gewidmet war. Von ihren Unterthanen angebetet, von ganz Europa bewundert, steigt sie, ohne von diesem Glanz geblendet, ohne von Eitelkeit und Ehrgeitz gefesselt zu seyn, sobald es die Umstände erlauben, von ihrem Fürstensitz hernieder, um, mit gesammeltem Gemüth und mit ruhigem Geiste, der Stille des Grabes entgegen zu gehen.

So war Amalia Elisabeth die größte Fürstin ihrer Zeit, von keiner Fürstin der Nachwelt übertroffen, vielleicht von wenigen erreicht.

Ueber-

Uebersicht der Thaten
und
lezten Schicksale
des
Grafen
Albrecht von Waldstein,
Herzogs in Friedland ꝛc.

Ein gemeinnütziger Beytrag
zur
Geschichte
des
dreyßigjährigen Krieges.

Es ist ein sonderbarer Anblick, zween Helden von sehr verschiedenem Charakter, wie Gustav Adolph und Wallenstein, auf dem nämlichen Schauplatze handeln zu sehen. Wir haben nun in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Gang des nordischen Löwen verfolgt, und seine schöne Laufbahn mit schnellen Blicken durcheilt. Wer uns mit Vergnügen nachblickte, wird es auch willig erlauben, seinen furchtbarsten Gegner in jener Triumphschlacht bey Lützen in einem besondern Gemälde darzustellen.

Jener begann als gerechter König und Vertheidiger der Unterdrückten, starb auch für seinen Ehreneifer den schönen Tod der Tapferkeit; dieser hingegen trat als hochmuthsschwindelnder Abentheurer auf, schwang sich über seine Sphären empor, und röchelte sein Leben aus unter Mörderhänden. Da wir also den einen genauer kennen,

nen, so wollen wir auch, da die eigentliche Geschichte des Krieges keine besondere Umständlichkeit gestattet, um des auffallenden Kontrastes willen, den andern Helden in ein helleres Licht setzen.

Ob wir uns gleich bey diesem Bilde, weil es so höchst interessant ist, länger verweilen, so verlieren wir doch gewiß nicht den Faden der Geschichte. *) Des Umrisses von ihm, und seiner übermüthigen Thaten und Entwürfe wird man sich noch aus dem erstern Bande dieses Werkes (S. 216, 227, 253 f.) erinnern, und wir können jezt mit größerer Vertraulichkeit den ausserordentlichen Mann näher betrachten.

*) Siehe oben S. 45 und 48.

An der Erwählung des Pfalzgrafen und Churfürsten Friedrichs zum böhmischen König hatte nicht der ganze böhmische Adel Antheil genommen. Die vornehmsten Ritter und Herren behielten ihre Ergebenheit für das Haus Oesterreich und besonders für den König Ferdinand bey. Eben deswegen wurden sie auch von den Ständen der protestantischen Kirche theils ihrer Aemter entsezt, theils ihrer Güter beraubt, oder gar aus dem Reiche verbannt. Dies lezte Schicksal traf allein aus dem Geschlechte der Waldsteiner neun Herren, worunter auch unser Albrecht war. Die Mährer, welche dem Beyspiele der Böhmen folgten, verwiesen ihn ebenfalls aus ihrem Lande.

Dieser Umstand, welcher beynahe von allen Geschichtschreibern unbemerkt blieb, bestimmte Wallensteins Geist zur Rache wider die Protestanten, und sein natürlicher Stolz und Uebermuth erzeugte in seiner Seele die Herrschgier eines Alexanders, und die Grausamkeit eines Iwan Wasiliewitsch.

Der Graf Albrecht von Waldstein, gemeiniglich Wallenstein genannt, lebte seit den böhmischen Unruhen in einer unthätigen Ruhe. Diese war seinem raschen Geist unerträglich. Er reisete manchmal aus Mähren nach Wien, um neue Verbindungen zu stiften, und seinen Wirkungskreis zu vergrößern. Seine Sehnsucht war auf eine Befehlshaberstelle beym ligistischen Heere gerichtet, und sein Reichthum machte ihn dreist, dem geldbedürftigen Kaiser unglaubliche Dinge zu versprechen, und auf eine unglaubliche Weise sein Wort zu halten.

In der äussersten Noth foderte Ferdinand den vorher abgewiesenen Waldstein auf, seine kühnen Entwürfe oder vielmehr seine scheinbaren Eingebungen eines verrückten Kopfes zur Wirklichkeit zu bringen. Und, siehe, der Mann hielt Wort, wie wir wissen! Einen solchen Feldherrn hatte noch kein Kronenträger gehabt. Der unbegreifliche Waldstein nahm es über sich, auf eigene Kosten ein mächtiges Heer ins Feld zu stellen. „Kontributionen (sagte der neue Tirann) müssen mein Heer erhalten; mit fünfzigtausend Gehilfen, aber nicht mit zwanzigtausenden, kann ich in allen Ländern, wo ich hinkomme, brand-

schatzen." Und er machte seine Rechnung auf lauter Siege.

Alles, was der schröckliche Mann aus den deutschen Ländern erpreßte, floß nicht in die Schatzkammer des kaiserlichen Hofes, sondern er bezahlte damit seine Söldner, und der Ueberschuß des Blutgeldes machte den Waldsteiner zum reichsten Manne. Und aus dem Brigadier ward durch einen gewaltigen Sprung sehr schnell ein unumschränkter Feldherr, den der Kaiser, um das Maas der Erkenntlichkeit zu erfüllen, zum Reichsfürsten und Herzog von Friedland (einem kleinen Waldsteinischen Städtchen im Fürstenthum Schweidnitz) erklärte.

Nun eilten überall her die Kriegsknechte seinem Panier zu, weil sie keine Noth unter ihm befürchteten; sogar einige tausend Kosacken zogen aus Pohlen ihm nach. Freykürig ernannte Waldstein seine Schaarmeister zu Roß und zu Fuß; aber nur Muth und Tapferkeit galt bey ihm als Empfehlung: darum war auch sein Heer so vortreflich besezt. Mit drey und zwanzigtausend Mann zog er von Eger nach Nieder-Sachsen. Seine Leute sollten bey Todesstrafe die strengste

Mannszucht beobachten; dennoch wurde sowohl Franken und Schwaben, als auch der Churreinische Kreis, so sehr gedruckt, daß selbst der Kaiser Schonung anempfehlen mußte.

Sachsen und Brandenburg entsezten sich über die Erscheinung dieses Abentheurers, und man suchte, von Seiten der Protestanten, mit dem Kaiser in Unterhandlungen zu treten. Eine allgemeine Wehklage erhob sich wider die tillyschen und friedländischen Heere: Diese hätten, sagte man, in dem sächsischen Kreise durch Verwüsten und Mordbrennerey so grausam gewüthet, daß man von den Erb- und Erzfeinden des christlichen Namens keine unmenschlichere Behandlung befürchten könnte.

Indessen war dieser Feldzug vom Jahr 1625 von keinen wichtigen Folgen; denn Tilly und Waldstein hegten zu viel Eifersucht gegen einander, als daß sie gemeinschaftlich hätten handeln können, und bey Goslar, wo beyde etliche Stunden in einer Unterredung zubrachten, trennten sie sich mit den sichtbarsten Zeichen der Uneinigkeit.

Im April 1626 schlug endlich Waldstein den Grafen von Mannsfeld auf der Dessauer Brücke,

und hatte noch oben drein das Glück, daß sein Heer auf vierzigtausend Köpfe anwuchs. Nun verfolgte er den flüchtigen Helden durch Schlesien und Ungarn, und sah sich überall mächtiger werden. Aber in Ungarn durft' er nicht brandschazen, und seine Leute fingen jezt an, zu murren und auszureissen. Ja der Hunger und Tod raften einen grosen Theil seines Heeres weg. Er selbst ward krank; und es war an dem, ihm den ersten Feldherrnstab abzunehmen, als er Schlesien wieder eroberte, und der Oberherrschaft des Kaisers unterwarf. Ferdinand sah die erbeuteten Fahnen der Feinde, und ward seines Waldsteins wärmerer Freund.

Er war aber auch der Freundschaft eines Ferdinands würdig: denn er spielte gar zu vortreflich die Rolle eines Tirannen. Nachdem der König von Dänemark die Schlacht bei Lutter am Barenberge verlohren hatte, und sich nirgends mehr standhaft beweisen konnte, so rükte der siegende Tilly unaufhaltsam bis Hamburg vor, und Waldsteins Heerschaaren überschwemmten von Jüterbok und Havelberg her ganz Meklenburg. Das Land muste dem Uebergewaltigen unerschwingliche Summen zahlen. Er trieb so wie Tilly die flüchtigen Dänen immer vor sich her.

Zu Lauenburg kamen diese furchtbaren Würgengel, Waldstein und Tilly, zusammen, und heuchelten ein friedsames Einverständnis gegen einander. Wenigstens verabredeten sie ganz einträchtig den Plan zur Eroberung Hollsteins und Dänemarks, den Waldsteins Herrscherseele gebohren hatte. Den König zu überwinden, wie Tilly gethan hatte, welche Sättigung für die Ruhmgier des Friedländers! Christians Untergang war beschlossen, und man hatte den neuen unbarmherzigen Feind weit mehr zu fürchten, als den ligistischen General.

Weil aber der König die Diktatorsfoderungen der vermessenen Feldherrn unmöglich befriedigen konnte, so wollten diese ihre Bedingungen mit Macht erzwingen. Allein Waldstein mochte den Ruhm, den Dänischen König gänzlich zu demüthigen, mit keinem Menschen theilen. Daher war es ihm gar lieb, daß ein Einfall aus den Niederlanden das ligistische Heer mit seinem Tilly aus Hollstein nach Bremen zog.

Jezt war der herrische Friedländer in Hollstein allein auf dem Schauplaze. Die meisten Städte und Vesten öfneten ihm gleich bei seiner

An-

Annäherung ihre Thore, und der Erztirann muntert überall seine Leute auf, alle Gefühle von Mitleid und Erbarmung zu ersticken. Nein! vor dem blutigen Gange des entsezlichen Würgegeistes zittert die historische Muse. Sie sagt nur mit Beben, daß Waldstein, mit der Wuth des Zerstörers von Magdeburg, Hollstein, Jütland und Schleswig sich unterwarf.

Christian flüchtete sich vor ihm nach Fünen; und niemand stellte sich jetzt mehr seinem Mordschwert entgegen. Nur fehlt' es ihm an einer Flotte, um nach Fünen und Seeland überzusetzen. Es ärgerte den tollen Mann, daß die Natur zwischen ihm und dem König die Belte strömen lies. Er stampfte vor Bosheit, wie weiland der persische Xerxes, und eine Menge glühender Kanonenkugeln muste das Meer für seine Widerspenstigkeit züchtigen. Indessen schwelgte der Unmensch wie Sardanapal, und seine Kriegsknechte führten überall in der Dänischen Halbinsel das Trauerspiel von Magdeburg auf.

Immer deutlicher, immer schröcklicher offenbarte sich Waldsteins Charakter, und immer banger, immer lauter wurde das Klagegeschrei,

der Wehausruf über die friedländischen Räuber, und Mordbrenner. Daniens Reichsräthe versuchten's, ihr Land von diesen Ungeheuern zu erlösen. Sie schikten Boten an den Kaiser, sie flehten den Herzog von Friedland schriftlich an, sein Schwert von ihrem Vaterlande zu wenden. Der Kaiser verwies die Gesandten an Waldstein, und dieser spottete ihres Jammers. Er sei gewohnt, sagte der Frevler, mit seinen Waffen sich dahin zu wenden, wo die Feinde wären. Am Ende des Jahres 1627 zertheilte er sein Heer in Winterlager, die er von Schleswig an, bis nach Brandenburg und Pommern ausdehnte. Allweit spielt' er den Meister. Er hatte jezt ein Heer von hunderttausend Köpfen beisammen, und unterhielt dasselbe noch immer ohne des Kaisers geringsten Beitrag, blos durch Brandschazungen. Dennoch wurden dem Kaiser die Rechnungen vorgelegt, und man wuste dessen Verlegenheit so gut zu benuzen, und die Foderungen so hoch zu treiben, daß Ferdinand zulezt mit ängstlicher Nachsicht in Alles willigen muste.

Nun sagten Friedlands Freunde und Miethgesellen zum nachgiebigen Kaiser: „Seine Majestät werde am Herzog von Friedland im Norden

einen

einen dankbaren, treuen Fürsten haben, auf welchen man sich in allen Nothfällen verlassen könnte. Durch seine Macht und durch seine Häfen könne zwischen dem teutschen und spanischen Reiche, zum grosen Vortheile des Erzhauses beider Linien, eine Handelsverbindung errichtet werden. Aber nicht aus Politik allein, sondern auch aus Erkenntlichkeit seie Seine kaiserliche Majestät verbunden, dem Waldsteiner das Herzogthum Meklenburg zu geben. Die katholische Religion gewinne dabei; es sei also Gewissenspflicht. Die Gerechtigkeit fodere Bestrafung der Missethäter, und Belohnung verdienter Männer; darum sei es ganz billig, den abtrünnigen Herzogen von Schwerin und Güstrow, weil sie sich mit Dänemark verbunden hätten, ihr Meklenburg zu entreissen, und dem Herzog von Friedland durch die Verleihung dieses Landes zu seinen ausgelegten Kosten zu verhelfen. Gott werde Seine Majestät für dieses heilsame, ihm wohlgefällige, der Kirche und dem Staate ungemein vortheilhafte Werk hienieden mit langem Leben, glücklicher Regierung und rühmlichen Siegen, und dort mit ewiger Herrlichkeit hundertfältig belohnen."

Dieser pfiffigen Vorstellung der Bosheit entgegneten andere Räthe des Kaisers, und schil-

derten wahr und beredtsam das despotische Verfahren des Waldsteiners. Ferdinand wankte in seinem Entschlusse; Waldstein aber fand den Weg zu seinem Herzen. Er gewann die Günstlinge, versprach dem kaiserlichen Beichtvater Lamormain die Zurückgabe der geistlichen Güter, und machte ihm Hofnung zur Erbauung ansehnlicher Klöster und Kollegien in den meklenburgischen Ländern. Die Mönche belagerten auch den Kaiser mit ihren heiligen Waffen. Ferdinand war eben in Böhmen, und traf die ernstlichsten Anstalten, die protestantischen Unterthanen auszurotten. Dies Verdienst ward im höchsten Jubeltone von den Höflingen gepriesen, und der Kaiser wurde angefeuert von dem wärmsten Eifer für die Einführung der allein seligmachenden Religion. Er ergözte sich an dem Wonnegedanken, daß Waldstein, so wie er selbst in Böhmen, auch in Meklenburg reformiren würde.

Nun erschien der Herzog von Friedland selbst vor ihm. Die finstere Hoheit des Mannes umstralt von Siegesglanze machte den tiefsten Eindruck, und Ferdinand erwog das doppelte Verdienst desselben, das er sich um Oesterreichs Macht und die römische Kirche erworben hatte,

und

und belohnte seinen Feldherrn mit fremdem Gute. Auf dem Schlosse zu Brandeis erhob er im Jänner 1628 den Grafen von Waldstein zu einem Fürsten des Reichs, und wies ihm zum Unterpfande für seine ungeheuren Foderungen das Herzogthum Meklenburg an. Ja er belehnte zugleich den neuen Herzog mit dem schon längst eröfneten schlesischen Fürstenthum Sagan.

Der Kaiser schickte zween Kommissarien nach Meklenburg, die Ritterschaft und die Landstände für Waldstein zu verpflichten. Sehr merkwürdig ist in dem Kommissionsdekrete die Aeusserung: es sei weltkundig, in was für eine höchstschädliche, sowohl ihm als dem ganzen Reiche äusserst gefährliche mit fremden Mächten längst verabredete Verbindung verschiedene niedersächsische Bundesgenossen des Königs von Dänemark, und besonders die Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht von Meklenburg, sich eingelassen hätten. Ob er es nun gleich sowohl an schriftlichen Ermahnungen und Warnungen, als an Gesandtschaften, nicht hätte fehlen lassen, so wäre dadurch doch eben so wenig, als durch die angeschlagenen Avokatorien und Patente ausgerichtet worden. Die Herzoge hätten vielmehr

mehr gar nicht darauf geachtet, sondern wären bei ihrem Vorhaben, und bei ihrer Verbindung mit dem König von Dänemark hartnäckig verharrt. Durch die daraus entstandenen Kriegshändel wäre der edle niedersächsische Kreis, so wie zum Theil auch der obersächsische, sehr verwüstet worden; ja man hätte die kaiserlichen Erbländer überfallen, und den Türken, den Feind des christlichen Namens, zur höchsten Gefahr der Christenheit, aufgemuntert, die Festungen und Gränzhäuser in Ungern zu belagern. Hierdurch wäre Er (der Kaiser) genöthiget worden, dem König von Dänemark und dessen Anhängern mit Macht zu begegnen, und der allmächtige Gott hätte ihm in seiner gerechten Sache so kräftig beigestanden, daß nicht allein der gedachte König, als der Urheber und das Oberhaupt dieser Konspiration, von des H. R. Reichs Boden verjagt, und eines grosen Theils seiner Länder beraubt worden, sondern daß auch die Länder und Besizungen seiner Anhänger im niedersächsischen Kreise, unter welchen sich auch die Herzoge von Meklenburg befänden, in seine Gewalt gekommen wären. Diese Länder könne er aber mit Recht so lang im Besize behalten, bis ihm die schweren Kosten, und der grose Schaden, die er aufgewendet,

det, und den er erlitten habe, von den Ländern und Fürstenthümern völlig ersezt worden wären. Da nun der hochgebohrne, sein Oheim, des Reichs Fürst, und Lieber Getreuer, Albrecht Herzog zu Friedland ꝛc. sein Kriegsrath, Kämmerer und Generalfeldhauptmann, Ihm, dem Reiche, und dem Hause Oestreich bei diesem Kriege sehr wichtige Dienste geleistet habe, indem von ihm nicht nur sehr tapfere Thaten verrichtet, sondern auch verschiedene Regimenter angeworben und unterhalten worden wären, so habe Er, theils zur Entschädigung wegen der aufgewendeten Kosten, theils zur Belohnung seiner Verdienste, ihm das Fürstenthum Meklenburg, mit allen dazu gehörigen Gütern und Einkünften, als ein Unterpfand eingeräumt u. s. w.

Diese urkundliche Erklärung des Kaisers schildert deutlicher, als es der Griffel der Geschichte vermag, die Ungerechtigkeit und die scheinheiligen Gesinnungen des obersten Hofes.

Nach Waldsteins Meinung war Meklenburg nicht einmal hinreichend, ihm seinen Aufwand zu vergüten. Dennoch ließ er sich durch Bevollmächtige huldigen, und den Besiz des Herzogthums antreten.

Die kaiserlichen Kommissarien schrieben im April einen Landtag nach Güstrow aus, und ihr drohender Befehl verursachte im ganzen Land eine allgemeine Bestürzung. Wer wollte sich widersezen, da die Waldsteiner Kriegsknechte schon Herren waren? Die Abgeordneten des Landes erschienen in groser Anzahl. Man las des Kaisers Patente vor; übergab hierauf den Waldsteinern den Besiz des Herzogthums; sprach die Stände von ihren alten Pflichten los; gebot ihnen, dem neuen Herzog zu huldigen; kündigte eine Vermehrung der kaiserlichen Kriegsvölker an, um das Land gegen einen Dänischen Einfall zu sichern; und sprach endlich von der Herausgabe der geistlichen Güter, und von andern Verordnungen. Solche Machtgebote erfüllten die Meklenburger mit unbeschreiblicher Traurigkeit und Angst. Das angekündigte Schicksal abzulehnen, stand nicht in ihrer Macht; die Vollstrecker des kaiserlichen Befehls lagen zu Tausenden im Lande, und waren bereit, mit dem Schwert unbedingten Gehorsam zu erzwingen. Aus Furcht vor den Ausbrüchen des Uebermuths und der Tirannei beugten also die Meklenburger ihren Nacken unter das unabwendbare Joch, und jammerten unter ihrem neuen katholischen Oberherrn einer furchtbaren Zukunft ent-

entgegen. Die vertriebenen Herzoge klagten aber vergebens über die Ungerechtigkeit der Uebermacht.

Der ungenügsame Usurpateur von Mecklenburg ward jezt von Ehrgeitz und Herrschsucht angespornt, sein Gebiet über das Meer auszudehnen. Er lies sich vom Kaiser zum Admiral über die Ost- und Nordsee ernennen, und stracks wurde auch Pommern besezt, um sich der dortigen Seehäfen zu versichern. Der pommersche Herzog Bogislav, der lezte seines Stammes, und ein getreuer Anhänger des Kaisers, schickte eine Gesandtschaft nach Prag, um sich über das gewöhnliche Verfahren der Friedländer zu beschweren. Die Gesandten schilderten unterwegs dem Churfürsten von Sachsen das Elend ihres Vaterlandes, und baten um einige Fürsprache beym Kaiser.

Johann Georg fühlte die Wahrheit ihrer Vorstellungen; denn er hatte schon selbst die Bedrückungen der kaiserlichen Völker empfunden. Er beklagte sich darüber bey Maximilian von Bayern, und schrieb an den Kaiser. Er könnte, lies er sich verlauten, nicht einsehen, was der Kaiser für Vortheil davon hätte, wenn ein Fürstenthum nach dem andern zu Grunde gerichtet würde.

Die

Die Länder der gehorsamen Stände würden mit einer Last beschwert, die schon für ungehorsame Stände eine harte Strafe abgeben könnte. In eben dem Tone nahm sich Maximilian des Churfürsten von Sachsen an, und stellte dem Kaiser vor, wie schon das ganze Churfürsten-Kollegium vergeblich um Abänderung gebethen hätte, wie die unausstehliche Wuth des Kriegsvolks einen allgemeinen Aufstand erregen könnte, daß die Verzweiflung der deutschen Fürsten und Unterthanen immer größer würde, und zulezt die fürchterlichsten Folgen für den Kaiser und das gemeine Wesen daraus entstehen müsten ꝛc.

Der Urheber aller Gewaltthätigkeiten, alles Ungemachs und Elends, war der übermüthige und herrschsüchtige Waldstein, welcher um diese Zeit selbst über den Kaiser gebot. Es wurde beyspielshalber ein Handlungs-Bündnis zwischen den Hansestädten und Spanien vorgeschlagen, und in dieser Absicht der Graf von Schwarzenberg nach Lübeck gesandt. Dieser spähte die kühnen Entwürfe des mecklenburgischen Herzogs und Admirals aus, und suchte ihnen entgegenzuarbeiten. Jezt schrieb Waldstein an den Kaiser: „Wenn Eure Majestät den Grafen von Schwar-

zen-

zenberg nicht sogleich von den Unterhandlungen abrufen, so gehe ich nicht zur Armee." Der Kaiser konnte seinem General-Feldhauptmann nichts abschlagen, foderte also den Grafen nach Hofe zurück, und selbst die Hansestädte wunderten sich über die Unterbrechungen der schon so weit gediehenen Unterhandlungen.

Waldstein gab nun den Plan, Admiral einer Reichsflotte und Herr der Ostsee zu werden, auf. Er wünschte gar zu gerne Mecklenburg zu behaupten. Deswegen wollt' er den König von Dänemark durch einen vortheilhaften Frieden auf seine Seite ziehen, und gegen Schweden sich durch den Besitz der pommerschen Seehäfen schützen. Nach Bogislavs Tode, glaubte er, würd' ihm Pommern ohnehin zufallen. Unter allen pommerschen Häfen war Stralsund der beste, und zugleich wegen seiner Nähe für Mecklenburg der gefährlichste. Waldstein suchte also Stralsund zur Einnahme einer kaiserlichen Besatzung zu zwingen, und lies die Stadt, weil sie nicht pünktlich gehorchte, durch den Feldmarschall Arnheim auf die feindseligste Weise belagern.

In dieser Noth schickten die Stralsunder ihren Protonotarius Vahl sowohl an den Kaiser

als an seinen Befehlshaber Waldstein, um sich aus dem bedrängtesten Zustande zu erlösen. Der Kaiser war gnädig gegen diesen Abgeordneten; allein trotzig und hochherfahrend ward er von Waldstein empfangen. Nachdem Vahl zehn Tage bey dem leztern gewartet, und seine Vorlassung durch Bestechung des Kämmerers theuer erkauft hatte, so erhielt er schlechten Trost. „Ich habe, sagte Waldstein mit Hitze, Befehl ertheilt, zu den Truppen, welche bereits vor Stralsund stehen, noch fünfzehn andere Regimenter stoßen zu *lassen*. Diesen Befehl kann ich unmöglich zurücknehmen. Bald werd' ich selbst dahin kommen; und ich ziehe nicht eher davon, als bis die Stadt kaiserliche Besatzung eingenommen hat. Dies ist *mein* fester, mein unveränderlicher Entschluß. Will Stralsund vor den kaiserlichen Waffen sich nicht beugen, so soll es völlig zerstört werden, sollten auch hunderttausend Mann vor demselben sterben, und müßt' ich selbst mein Leben dabey verlieren."

Hofnungslos schied Vahl von dem unbeugsamen Waldstein. Zum Glücke war er an den Reichs-Vicekanzler von Stralendorf, der aus einem uralten mecklenburgischen Geschlecht abstammte, empfohlen. Dieser brachte Stralsunds

Bitte vor den Kaiser, und Ferdinand fand das Verfahren gegen diese Stadt unbillig und unerhört. Vahl erhielt eine schriftliche Versicherung, daß der Kaiser seinem General Befehl ertheilt habe, die Irrungen durch einen Vergleich zu heben, und die Stadt mit der Einlagerung zu verschonen. Vahl eilte nun dem Herzog nach, der von Prag nach Pommern gezogen war, und hielt ihm unterwegs des Kaisers Befehl vor. Wie staunte er aber, als er von Waldstein die Donnerworte vernahm: wäre auch die Festung mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden; sie müste vom Himmel herab!

Der Trotzkopf bekümmerte sich jezt gar nichts mehr um den Kaiser, sondern verstärkte die Belagerer, und rückte selbst mit seiner Macht vor die Stadt. In der schröcklichsten Gefahr bekam aber Stralsund vom König Gustav Adolph mächtige Hilfe. Acht schwedische Schiffe mit Kriegsbedürfnissen und sechshundert Schweden liefen in dem Hafen ein. Der König rieth, und die Stadt war geneigt zum Frieden, und sollte derselbe auch eine große Aufopferung kosten. Die Beleidigungen der Belagerer waren übertrieben. Waldstein betrachtete des Königs Verhalten als eine Einmi-

schung in fremde Händel, und als eine strafmäßige Anmasung. Stralsund sollte dafür büßen, und Gustav es bereuen. Er werde (sagte bekanntlich Waldstein) den König mit Ruthen nach Schweden zurückpeitschen.

Sogleich ward die Stadt mit einem Sturme bedroht. Er begann mit gräßlicher Wuth, und alle Ungewitter des Schicksals stürmten über Stralsund herab. Jedoch die Friedländer vermogten seine Grundveste nur zu erschüttern, und musten weichen. Diese Niederlage schwellte die Wuth des Tyrannen zu rasendem Ungestümm. Sturm auf Sturm! war sein Losungswort. Drei und vierfach häuften sich die Todten. Die Stralsunder kämpften hinter aufgethürmten Leichen, wie hinter einer Brustwehr. Von den Kaiserlichen blieben in allem 16,800 Fußknechte und 1200 Reiter.

Mit dem Blute der Erschlagenen verströmte allmälig Waldsteins Grimm. Seine Krieger wankten. Er sehnte sich nach Mecklenburg, um dies Herzogthum in Besitz zu nehmen. Endlich, da Stralsund von mehreren Seiten her neue Kräfte bekam, so gab er die Hofnung einer gewaltsamen

Erobe-

Eroberung völlig auf. Man schloß einen Vergleich, und Waldstein zog sich mit guter Art aus einer schweren Verlegenheit heraus.

In Güstrow gab seine Pracht und Schwelgerey den Mecklenburgern ein entsetzliches Schauspiel. Ein Brief des Herzogs von Pommern, der den Kaiserlichen wegen neuer Feindseligkeiten vor Stralsund alle Schuld beymas, fachte seinen Zorn von neuem an. Und Pommern ward bald hernach der Schauplatz des Krieges, und Waldstein bemeisterte sich des ganzen Landes, bis auf das einzige Stralsund. Es wurde abermals belagert, jedoch wiederum vergebens.

Weil der Herzog von Mecklenburg ohne Schiffe sich nicht für sicher in seinem Lande hielt, so bewarb er sich um die Freundschaft von Dänemark durch den Frieden zu Lübeck (im May 1629, und unterzeichnet am 6 Juny). Auf den König von Schweden, der unter andern auch in den Frieden eingeschlossen wurde, achtete Waldstein nicht im geringsten. Gegen Arnheim soll er einmal gesagt haben: Arnheim, nehmt zehntausend Mann, und treibt Gustaven aus Pohlen, und sollte ihn dieses allenfalls nicht hinausführen können, so sagt ihm

nur, daß Waldstein selbst kommen, und es bewerkstelligen würde! Ueberhaupt glaubte er und Ferdinand, den König von Schweden durch die pohlnischen Händel so sehr zu beschäftigen, daß er den Zug nach Deutschland wohl unterlassen müßte; aber eben dies war die Ursache, warum er ihn bald hierauf beschleunigte.

Beynahe ganz Deutschland traurete inzwischen wegen der vertriebenen Herzoge von Mecklenburg; am meisten schmerzte es die alten Fürsten, ihre Mitgenossen durch einen böhmischen Edelmann verdrängt zu sehen, einen neugemachten Fürsten, der durch seinen übermäßigen Glanz und Stolz die alten Satrapen des Reichs verdunkelte und gleichsam verhöhnte. Selbst einige biedergesinnte Räthe des Kaisers riethen mit allem Eifer zur Wiederherstellung dieser flüchtigen Fürsten. „Wir werden (sagten sie) den Bogen so hoch spannen, bis der Schwede ins Reich marschirt, bis wir Sachsen und Brandenburg, bis wir alle andern Reichsfürsten gegen uns in den Harnisch bringen.“

Die Friedländer aber entgegneten dem Gutachten dieser redlicher Männer also: „der Schwede

de wird vergessen, in Deutschland aufzutreten, wenn er in Preussen und Pohlen zu schaffen hat."

„Wir behalten uns vor, sagte der Kaiser am Ende, zu seiner Zeit die Reichsacht wider die beyden Herzoge bekannt zu machen, und ihre Verbrechen weitläuftiger auszuführen, wenn sie sich unserm gnädigsten Willen nicht unterwerfen werden."

Wenige Tage nachher belehnte der Kaiser Waldsteinen und seine Agnaten feierlich mit dem Herzogthum Mecklenburg, und erklärte ihn für den regierenden Herrn desselben. In dessen Namen empfingen der Graf Maximilian von Waldstein und der Oberste St. Julian die Lehen vor dem Throne. Im Lehnbriefe ward allen denen, die sich dieser Belehnung widersetzen würden, eine Strafe von tausend Mark löthigen Goldes zuerkannt. Und in einem besondern Mandate gebot der Kaiser allen Mecklenburgern, dem neuen Herzog die Erbhuldigung zu leisten, und drey Kommissarien erhielten den Befehl, die Unterthanen zu dieser Pflicht anzuhalten. Vergeblich war der vertriebenen Herzoge Flehen um die Widergabe ihrer Länder, vergeblich war die Fürbitte

aller Churfürsten und des Königs von Dänemark. Man kehrte sich an keine Einwendung, an keinen Widerspruch gegen die neue Erbhuldigung. Waldstein, der schon als Herzog von Friedland und Sagan goldene und silberne Münzen hatte schlagen lassen, prägte sie jezt als Herzog von Mecklenburg.

Es dauerte nicht lange, so zogen Wetterwolken vor die Sonne seines Glückes. Er wütete zwar noch wie vor dem, da er jezt, aus Gelegenheit der Vollziehung des Restitutions-Edikts, Magdeburg belagerte; aber es wuchs auch mit jedem Tage das allgemeine Murren gegen ihn, und die Wehklagen hallten stärker an dem Kaiserthrone wieder. Alle Stände standen auf wider den ungeheuren Wütrich aus Friedland.

Selbst der Erzherzog Leopold schrieb an seinen Bruder, den Kaiser: Eure kaiserliche Majestät glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auf einige Jahre dem Kriegswesen nachgezogen; aber solchen Gräuel, als jezt verübt wird, hab' ich nie gesehen. Nie habe ich es verstattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen; allein das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Ohren- und

Nasenabschneiden, und andere Martern, welche den armen Leuten angethan werden, solche Ausschweifungen kann der Officier gar wohl verhindern. Ich weis es wohl, daß man Eurer Majestät solche Sachen auszureden suchen will; ich versichere Ihnen jedoch, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist, und daß ich es nebst vielen Churfürsten und Fürsten bezeugen will. Mir, Eurer Majestät getreuestem Bruder, können Sie so viel wohl glauben. Die Officiere füllen ihren Beutel mit dem Schweiß und Blut der armen Leute an, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit noch in einer unansehnlichen Gestalt erschienen, jezt aber drey bis viermalhunderttausend Gulden baares Geld besitzen. Diese Summen nahmen sie nicht dem Feinde ab, sondern sie erpreßten sie von den armen Unterthanen der katholischen Fürsten. Die Unzufriedenheit fängt an, so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen für verbunden halte, Eurer Majestät von allem Nachricht zu geben. Eine gute Ermahnung an den Herzog von Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Eure kaiserliche Majestät um Gottes Barmherzigkeit, und um seiner heiligen fünf Wunden willen, mein Schreiben nicht in Ungnaden aufzunehmen. Viele angesehene Personen haben mich zu diesem Schritt

schon manchmal aufgemuntert; lange habe ich mich geweigert, endlich bin ich dazu gezwungen worden. Ich sehe nämlich, daß die Markgrafschaft Burgau und die Arlbergischen Herrschaften, die mir meinen Unterhalt gewären, am wenigsten geschont werden ꝛc.

Leopolds Rath und Bitte wirkte entweder nicht auf den Bruder, oder des Kaisers Ermahnung fand keinen Eingang in Waldsteins Seele. Sein Kriegsvolk sezte das unbarmherzigste Verfahren noch immer fort. Endlich waren selbst die Ligisten des allgemeinen Aufstands gegen alle Menschlichkeit so überdrüßig, daß sie sich gegen Waldstein aufmachten.

Auf dem Churfürstentage zu Regensburg kam nun die Klage der Nation, wie wir im ersten Theile dieser Geschichte vernahmen, zur Sprache, und das ganze Reich drang auf die Verabschiedung des Herzogs von Friedland. Am meisten that sich der Churfürst von Bayern hervor. Er kannte des Friedländers Abneigung gegen seine Person. Er warf sich daher zum Haupte der Misvergnügten auf. Sowohl aus eigenem Antriebe, als auch von Frankreich aufgerufen schlug

er

er dem Kaiser die Wahl eines römischen Königs völlig ab, weil die Churfürsten nicht in dieser Absicht zusammen gekommen waren.

Desto lebhafter drang Maximilian auf Waldsteins Verabschiedung. „Von Bewafneten umringt, sagte er, ist es dem churfürstlichen Collegium ehrenrührig, eine Wahl zu beschliessen. Das Reich seufzet und klagt unter Waldsteins grausamer Tirannen. Alle Verwirrung kömmt von ihm. Ihm müßen die deutschen Fürsten fröhnen. Unter den von ihm aufgelegten Qualen und Peinigungen verlebt so manches deutsche Volk im grösten Kummer sein elendvolles Leben. Können die großen Armeen wohl im Frieden zu einer andern Absicht dienen, als Werkzeuge der blutgierigen Grausamkeit des unmenschlichsten, stolzesten Generals abzugeben? Bey Hinrichtungen unbarmherzig, unerbittlich im Befehl, und nach Gold unaufhörlich dürstend, vergießt er Ströme deutschen Blutes, verwandelt er die Einwohner ganzer Provinzen in Bettler. Es ist endlich einmal Zeit, daß Ferdinand die gemeinschaftlichen Schmerzen des Vaterlandes stillt, daß er auf die bittersten Thränen und auf das am erpreßten Gelde hängende unschuldige Blut sein Auge lenkt. Des

Kai-

Kaisers Nachsicht erscheint den deutschen Völkern jezt in einem noch verhaßtern Lichte, als selbst die Grausamkeit seines Generals. Das Seufzen so vieler Unterdrückten, das unbarmherzig verachtete Wehklagen wird endlich die Grund-Säulen des Reichs erschüttern. Der Sturm wird über die schuldigen Häupter von allen Seiten hereinbrechen. Noch ist es Zeit, die harte Ruthe, von der Deutschland bisher gepeischt worden ist, wegzuwerfen, die Waffen niederzulegen, und Waldsteinen von der Armee zu entfernen ꝛc."

Eine ähnliche Sprache führte der Churfürst von Mainz. „Sollte der Dictator des Reichs (so drückte er sich aus) Dictator bleiben, sollte Waldstein seinen Abschied nicht bekommen, so wird auf dem Kollegialtage wenig ausgerichtet werden."

Man machte dem Kaiser auch Gegenvorstellungen. „Es ist ungerecht, sagten des Friedländers Freunde, und wider alle Staatsklugheit, einen solchen Feldherrn abzudanken. Wer gleicht ihm? Wer hat mehr für den Kaiser gethan? Hat er nicht Heere zu hunderttausend Köpfen ins Feld gestellt, und ohne Beysteuer des Kaisers und sei-

ner Erbländer erhalten? Er hat all sein Vermögen zum Besten des Kaisers angewendet, und aus Liebe für Oesterreich bey der böhmischen Empörung seinen Gütern den Rücken zugekehrt. Jezt ist er belohnt. Er wird, als ein Mann voll Edelmuth, ohne neue Geschenke zu fodern, seine Ehre, sein Vermögen und sein Leben für das Erzhaus aufopfern. Sollte ein Habsburger undankbar sein, und Gutes mit Bösem, Verdienste mit Kränkung vergelten wollen? Unrecht kann den Friedländer zur Verzweiflung bringen, kann sein zorniges Gemüth zur Rache entflammen. Sein Wink gebietet über die Kriegsvölker, nicht der Kaiser. Wer weis, ob er nicht zu den Feinden übergeht, und dann mögte die Reue zu spät kommen, u. s. w. "

Ferdinands Entschluß wankte hin und her. Endlich gab ein Kapuziner, P. Joseph, eins von Richelieus Organen, den Ausschlag. (S. I. Th. S. 254 u. f.) Der Hofkanzler Graf von Wartenberg und der Kriegsrath von Questenberg brachten nach Memmingen ihrem Freunde Waldstein mit Zittern und Zagen den Abschied. Wie er diese Abgeordneten behandelt habe, wissen wir aus dem zweyten Buche dieser Geschichte. Dem

Kai-

Kaiser lies er noch melden, daß er mit dem Abdanken seiner Truppen den edelsten Stein aus seiner Krone herauswerfe.

Dem kaiserlichen Befehle gemäs zog er nun von Memmingen auf seine Güter in Böhmen. Der Kaiser übergab den Bericht, den ihm die Abgeordneten gebracht hatten, den Churfürsten. Man verwunderte sich höchlich über Waldsteins unverhofte Einwilligung in seinen Abschied. Sein Ansehen war auf einmal verschwunden. Vorher hatte man ihn gefürchtet, aber nie geschäzt. Man nannte den verhaßten Mann nie anders als mit Verachtung, und mit den verkleinernden Ausdrücken: Friedländer oder Wallensteiner. Nur seine Unthaten erinnerten noch an seine vergangene Macht. Nur einige Schaarmeister, die sich unter ihm bereichert hatten, blieben seine Anhänger.

Die Churfürsten antworteten dem Kaiser: „Daß der Friedländer den Kommandostab zurückgiebt, daran thut er sehr wohl und vernünftig. Eure Majestät können dem Wallensteiner seine Güter in den Erbländern lassen; der Reichsfürstenthümer und der Reichsglieder haben wir

uns

uns aber anzunehmen. Wenn die alten Herzoge von Meklenburg, nach den Reichskonstitutionen, des Verbrechens der beleidigten Majestät nicht schuldig befunden werden, so kann der Friedländer ihr Land nicht behalten. Wir nehmen die alten Herzoge in unsern Schuz. Hält der Friedländer die Churfürsten für seine Feinde, weil sie bei dem Kaiser wider ihn Klage geführt haben, so mag er es thun. Wir verlangen, daß er angehalten werde, alles dasjenige, was er von den Reichsfürsten und ihren Unterthanen erpreßt hat, zu ersezen und zu vergüten."

Den Wallensteiner würdigten sie nicht einmal einer Antwort auf seine Bitte: daß man ihm, so wie jedem andern Reichsfürsten, erlauben mögte, seine Länder und Leute in Meklenburg mit dem daselbst liegenden Kriegsvolke zu vertheidigen. Eine grösere Kränkung hatte seine stolze Seele nie erfahren. Aeußerlich verbiß er den Zorn, den diese neue Beleidigung unauslöschlich in ihm entzündete, und nur seinen Vertrauten schwur er, dem Hause Oesterreich nie wieder zu dienen. Der König von Schweden ließ dem abgedankten General sein Beileid bezeugen, und erbot sich, ungeachtet er so sehr von ihm beleidigt

digt worden war, zu allen Arten von Gefälligkeiten, wozu er Gelegenheit haben würde. Waldstein antwortete ihm jezt blos mit einem Komplimente.

Des Exgenerals äusserliches Betragen in seinem wahrhaft königlichen Pallaste zu Prag haben wir (oben I. Th. S. 258.) gesehen. Sein Geist beschäftigte sich daselbst meistens mit der Himmelskugel und Astrologie. Insgeheim aber brütete er die rachevollsten Entwürfe des beleidigten Ehrgeizes aus.

Seit der Erscheinung des Sterns aus Norden oder seit Gustavs Landung in Teutschland hat sich bekanntlich die Wetterfahne des Kriegsglückes stark gedrehet. Vorher noch hatte Ferdinand II. vom adriatischen Meere bis zur Ostsee geherrscht. Fast ganz Teutschland schmiegte sich unter seine despotische Gewalt, und die unterdrückten Fürsten glaubten, ihre Freyheit schon völlig verlohren zu haben. Allein des sogenannten Schneekönigs Siege vernichteten auf einmal alle Anschläge des Kaisers und seiner Rathgeber.

Eine allgemeine Furcht verbreitete sich in Wien. Ferdinand betete, und hielt Processionen. Keine Gebete, keine Litaneien hemmten die Siege der Schweden. Oft wurde Kriegsrath gehalten, und nach geendigter Sizung hatte man keinen Rath gefunden. Ach, mit welchem Seelenvergnügen vernahm Waldstein die grose Noth des Kaisers, und seiner Räthe Armuth im Rathertheilen! Ach, wie frohlokte er, daß sein Schicksal sich an seinen Feinden räche!

Ferdinand gestand nunmehr den unersezlichen Verlust ein, den er durch Friedlands Entfernung erlitten hatte. Die neuen Unglücksfälle waren

in seinen Augen Strafen der an ihm begangenen Ungerechtigkeit. Er bot ihm mehrmals wieder die Stelle des obersten Feldhauptmanns an; allein Waldstein hatte sich fest entschlossen, dem Kaiser nie wieder zu dienen. Sein damaliges Leben war auch so glücklich, daß er diese Befriedigung seines Ehrgeizes sehr leicht entbehren konnte.

Friedland hätte sein Wort gehalten, wenn Gustav die Absichten seiner kühnen Plane begünstigt hätte. Nach manchfaltigen Unterhandlungen mit diesem König erfuhr Waldstein von seinem alten Freund Arnheim, daß Gustav die römische Königswürde mit Sehnsucht wünsche, und daß der Churfürst von Sachsen ihm Hofnung dazu gemacht habe. Da nun der Friedländer gleichen Wunsch hegte, so betrachtete er von nun an den König als seinen Nebenbuler, und dachte nur auf die Entfernung desselben.

Jezt sehnte sich sein Geist nach der Oberfeldherrnstelle, aber dieses zu äussern verbot ihm sein Stolz. Ferdinands Verlegenheit war aufs höchste gestiegen; denn er sah zum zweitenmale dem Verlust seiner Erbstaaten entgegen. Er muste den siegreichen Schweden einen Heerführer entgegen-

genstellen, ohne Tilly's Unglück in Zukunft fürchten zu dürfen. In einem ausserordentlichen geheimen Rathe erklärten sich alle Stimmen für zwo Personen: für den König von Ungarn und für den Herzog von Friedland. Man erwog die Gründe, welche beide Parteien vorbrachten, und zulezt entschloß sich der Kaiser für seinen alten Waldstein.

Sein Vetter, der Graf Maximilian von Waldstein ward zu ihm geschickt, um ihn zu einer Reise nach Wien zu bewegen. Doch Friedland stellte sich, als ob weder Bitten noch Vorstellungen einigen Eindruck auf ihn machen könnten. „Alles, was ich thun kann, (sagte er) ist, daß ich nach Znaim gehe; dort will ich weiter vernehmen, was der Kaiser befehlen wird." Sein Vetter kam auch nach Znaim zu ihm, und eröfnete ihm unter andern, daß der König von Ungarn, des Kaisers ältester Prinz, die Kriegskunst unter ihm lernen wolle. So sehr ihm dieser Antrag schmeichelte und wohlgefiel, so bewies er doch noch immer einen kalten Starrsinn. Jezt hielt der Kaiser selbst schriftlich bei ihm an. Auch diese Erniedrigung war fruchtlos.

Es blieb nichts übrig, als den ersten kaiserlichen Minister, den Fürsten von Eggenberg, nach Znaim zu schicken. Dieser vermogte viel über den Herzog von Friedland, und brachte endlich die Erklärung von ihm heraus, daß er dem Kaiser drei Monate dienen wollte, aber blos aus Liebe zu seinem Freund Eggenberg. In dieser Zeit wollte er ein zahlreiches und wohlausgerüstetes Heer ins Feld stellen, der Kaiser aber könnte einen General zu bekommen suchen, oder Frieden machen. Er werde überhaupt weiter nichts thun, als das Heer zusammenbringen, und sich sodann des beschwerlichen Amtes wieder entledigen. Dagegen verlange er aber auch weder Titel noch Besoldung, sondern nur die unentbehrlichsten Erfodernisse.

Ferdinand hatte schon Ursache, mit diesem Anerbieten zufrieden zu sein. Waldstein bestimmte sogleich Znaim zum Sammelplaze seiner Völker. Nun eilten Schaarmeister und Kriegsknechte von allen Gegenden herbei, und alle wurden mit heiteren Mienen empfangen. Sein ganzer Stolz war jezt verschwunden. Er war im Kreise seiner Hauptleute der herablassendste, der einnehmendste Mann. Er sprach von nichts, als von der Gewißheit

künf-

künftiger Siege, von unausbleiblichen Belohnungen, von reichen Winterlagern. Seine Worte und sein Betragen machten auch den abgezielten Eindruck. Seine Anordnungen alle zeugten von groser Klugheit und Erfahrung.

Nach drei Monaten hatte Friedland dreissig tausend Mann beisammen. Hiermit war sein Versprechen erfüllt, und er wollte nun das Heer abgeben, und sich entfernen. Er wiederholte also die Erklärung, daß er den Oberbefehl nicht annehmen, sondern sich mit dem Namen eines guten kaiserlichen Dieners begnügen würde.

Viele waren der Meinung, man sollte dem Friedländer für die Einrichtung des Heeres danken, und ihn ziehen lassen. Dagegen stellten andere die mit seiner Entfernung verknüpfte Gefahr vor. „Nimmt man, sagten sie, den Herzog von der Armee weg, so werden die Soldaten, die unter ihm so willig und glücklich gestritten haben, die Fahnen verlassen, und jedermann wird mismuthig werden. Ihm ist das Heer völlig zugethan, und er wird von demselben gefürchtet. Bekömmt er das Kommando nicht, so ist aller Gehorsam der Soldaten dahin."

Man schickte einen Gesandten nach dem andern an ihn: keiner richtete etwas aus. Es war nicht genug, daß Ferdinand seinen Fehler bey Waldsteins Verabschiedung bereut hatte; er muste sich auch noch demüthigen. Der Fürst von Eggenberg kam noch einmal als Unterhändler nach Znaim, und eröfnete ihm im Vertrauen, daß er Vollmacht habe, ihm alle mögliche Vortheile anzubieten, und daß der Kaiser seine Dienste um jeden noch so grosen Preis zu erkaufen gesonnen wäre. Friedland foderte noch einen Tag Bedenkzeit. Hierauf übergab er dem Fürsten schriftlich seine Bedingungen, und versicherte, daß dies sein leztes Wort sei, und daß er hernach nichts weiter vom Kommando hören wolle.

Friedlands Charakter zeigte sich wieder deutlich aus seinen Bedingungen. Es waren folgende: 1) Ich will des Kaisers, des ganzen Erzhauses, und der Krone Spaniens Generalissimus sein und bleiben; 2) ich will das Generalat ohne allen Vorbehalt haben; 3) der Kaiser soll sich nicht persönlich bei der Armee befinden, vielweniger das Kommando über dieselbe haben; der Kaiser soll vielmehr, sobald Böhmen wieder erobert sein wird, in Prag residiren, weil ich gefunden habe,

daß

daß man auf die Treue der Böhmen nicht eher mit Zuverlässigkeit rechnen kann, als bis sie ihren König im Lande haben. 4) Ich verlange zur Sicherheit meiner ordentlichen Belohnung ein österreichisches Erbland, auf eine feierliche Art zum Unterpfande verschrieben, und zur ausserordentlichen Belohnung will ich 5) die Oberlehnherrschaft über die Länder haben, die ich im römischen Reich erobern werde. Die Konfiscationen im Reiche sollen 6) ganz allein von meiner Willkühr abhängen; weder der Reichshofrath noch das Kammergericht sollen dabei etwas zu sprechen haben. In Gnadensachen will ich 7) ganz allein nach meinem Gefallen verfahren, und ein vom Kaiser ertheilter Pardon soll ohne meine Bestätigung keine Kraft haben, am allerwenigsten in Ansehung der Zurückgabe eingezogener Güter. Der Realpardon soll 8) einzig und allein bei mir ersucht, und von mir ertheilt werden. Der Kaiser nämlich ist zu gnädig gesinnt; jedermann kann am kaiserlichen Hofe Gnaden erhalten, und die Mittel, Officiers und Soldaten zu belohnen, werden dadurch abgeschnitten. Der künftige Friede soll 9) für mein Privatinteresse sorgen, und mir den Besiz des Herzogthums Meklenburg besonders zusichern. Es sollen mir 10)

die zum Krieg nöthigen Geldsummen ausgezahlt werden, und 11) mir und der Armee alle Erbländer offen stehen.

Eggenberg erwartete keine kleinen Foderungen; so ausschweifend gros aber hatte er sie doch nicht gefürchtet. Der Herzog verlangte Dinge, die nicht einmal in des Kaisers Macht standen. Man bemühte sich um einige Mässigung; aber Waldstein erwiederte, daß seine Dienste nicht anders, als um diesen Preiß zu erkaufen wären. Ferdinand sah sich gedrungen, Waldsteins ungeheure Bedingungen zu unterschreiben. Der spanische Hof, der den Herzog zwar haßte, aber ihn doch als einen unentbehrlichen Mann betrachtete, schmückte seine Brust mit dem goldenen Vlies. Auch der Papst wünschte ihm schriftlich Glück zur Annahme des Oberkommando's.

Neues Leben strömte nun durch alle Glieder des kaiserlichen Heeres. Alle Grosen des Reichs steuerten zu der neuen Unternehmung bei, die Jesuiten liessen auf ihre Kosten fünf Regimenter werben, und Waldstein selbst schoß zweimalhunderttausend Thaler von seinem Vermögen her. Er verfertigte eine neue Kriegsordnung, und be-

stimmte den Sold. Das Heer wollte er so vergrösern, daß er nicht nur in aller Geschwindigkeit Böhmen von den Sachsen befreien, sondern auch wider den König von Schweden ziehen könnte, um ihn die Folgen seiner unpolitischen Begegnung fühlen zu lassen.

Im April 1632 sah er sich zu Znaim in der Mitte von vierzigtausend Mann, und alle brannten, den alten Kameraden gleich, vor Durst nach Raub. Jezt rückte er in Böhmen ein, das er als das verschriebene Erbland folglich als sein künftiges Erb-Reich betrachtete. In einem einzigen Tage wär Prag in seiner Gewalt. Und am 26 May waren die Sachsen aus ganz Böhmen vertrieben.

Mittlerweile hatte Gustav Adolf Baiern erreicht, und zwischen München und Wien verbreitete sich ein betäubender Schrecken. Die kaiserliche Politik suchte Eifersucht und Uneinigkeit unter den schwedischen Bundesgenossen anzufachen. Waldstein aber sollte retten. Er zögerte. Maximilian schickte öfters nach Wien um Hilfe, und ward allemal angewiesen, den Generalissimus herbeizurufen. Wir kennen ihn, dem man keine un-

bedingte Befehle zuschicken durfte. Er freute sich über Maximilians Verlegenheit und Demüthigung. Der Churfürst konnte dem Waldsteiner nicht gehorchen, und dieser fand nichts billiger, als über den Churfürsten zu gebieten. „Und wenn der Kaiser selbst, sagte er, sich zu meiner Armee verfügte, so würd' ich ihm doch das Kommando nicht überlassen."

Friedland behielt die Oberhand, und in Eger vereinigten sich die stolzen Heeresfürsten. Maximilian verrieth in seiner Miene nicht die geringste Abneigung seines Herzens; dem Friedländer merkte man es an, daß er sich Gewalt anthat: seine Farbe änderte sich, sein Betragen war gezwungen. Das vereinigte Heer war sechszigtausend Mann stark. Gustavs Völker standen zerstreut in Teutschland umher.

Nürnberg, dessen Schäze die Reichthümer groser Fürsten überwogen, und für jede Partie äuserst wichtig sein muste, hatte sich auf Gustavs Seite geschlagen. Waldsteins Rachsucht beschloß Magdeburgs Schicksal über Nürnberg. Unterwegs begleiteten ihn alle Furien des Krieges, und

hinter

hinter sich ließ er nichts zurück, als Gräuel der Verwüstung. Voll Freude über seine Macht rief er aus: „Ich will den Schweden in seinem Lager puzen, und in vier Tagen soll man sehen, ob ich, oder der König Herr im Land' ist."

Gustav übernahm Nürnbergs Vertheidigung. „Mit Gottes Hilfe, lies er den Bürgern sagen, werd' ich den Friedländer von euren Mauren weit entfernt halten, und Waldstein soll, so lang ich das Leben behalte, eure Häuser nicht zu sehen bekommen.",

Und, siehe, es geschah also! Beide Heere machten einander vor Nürnberg durch Scharmüzel, Stürme und vielerlei Qualen auf eine blutige Weise sehr viel zu schaffen. Nach einem zehnstündigen Sturme, den Gustav auf das kaiserliche Lager gewagt hatte, und mit seinem Rückzug in der Nacht beschloß, schrieb Waldstein an den Kaiser: „In meinem Leben hab' ich kein gröseres Feuer gesehen. Der König wollte die Kaiserlichen zum Rückzuge zwingen: allein er hat erfahren, daß Ihre Majestät unüberwindlich sind." Dem König riß eine Kanonenkugel ein Stück von

der

der Sohle des rechten Stiefels hinweg. Als er gleich darauf Abends den Pfalzgrafen Christian sprach, sagte er: „Herr Vetter, wir haben einen Pagenstreich gemacht!"

Die Sachsen hatten sich indessen von neuem in Bewegung gesezt, und waren in Schlesien eingefallen. Dies zog den Friedländer, dies zog am Ende den König nach Obersachsen, nachdem sie unverrichteter Dinge Nürnberg verlassen hatten. Der erstere eroberte Leipzig, aber bald kam ihm Gustav wieder auf den Hals.

Und nun rüstete sich Waldstein zu einer entscheidenden Schlacht. Gustav grif an. Es war die blutige, schröckliche, herrliche, unvergeßliche Schlacht bei Lützen, zwischen Leipzig und Weissenfels. Die Schweden siegten, und Gustav Adolf fiel als Held. Stans acie, pugnans, vincens moriensque triumphat. Waldstein überließ das Schlachtfeld dem Herzog Bernhard, und eilte noch in der Nacht nach Leipzig. Sein vornehmster Trost bei dem erlittenen Unfalle war der Tod des Königs, seines Mitbulers um die Kaiserkrone.

Da im Laufe dieser Geschichte Waldsteins Thaten, in so fern sie mit dem allgemeinen Interesse von Deutschland verwebt sind, erst im folgenden Bande vorkommen, so vermeiden wir hier alle Weitschweifigkeit in Beschreibung der Kriegs-Vorfälle und Kabinets-Unterhandlungen, und schränken uns blos auf den Herzog von Friedland, als Einzelling, ein. Er sprach und handelte bisher selbst. Dies stellte seinen Charakter in das helleste Licht. Und unter dem Schimmer dieses Lichtes werden wir ihm nachblicken, bis er von dem Schauplatze der Welt abtrit.

Nach der Schlacht bey Lützen spielte Waldstein seine unerklärlichste Rolle in Schlesien und Böhmen. Denn er lebte, zum grösten Verdruße des kaiserl. Hofes, in Unthätigkeit. Er brauchte zwar immer den Vorwand, als wenn er die Sachsen noch einmal aus Böhmen hinausjagen wollte; er zögerte aber mit der Ausführung seines Versprechens so lange, daß man seine Absicht, den Krieg zu verlängern, gar deutlich entdeckte. Sein Betragen war so verdächtig, daß seine besten Freunde es nicht mehr zu entschuldigen wusten. Er hatte es ihnen aber auch darnach gemacht. Nicht einmal der Besitzungen des Fürsten

sten von Eggenberg, seines besten Freundes, hatte er geschont.

Aber er ging standhaft den Gang fort, der ihn zum Ziele seiner Absichten führen sollte. In Geschenken und Strafen zeigte er sich als einen großen Fürsten. Piccolomini erhielt z. B. ein Geschenk von zwanzigtausend Thalern; und verschiedene Stabs- und Unterofficiers wurden ohne Barmherzigkeit hingerichtet. Bayern überlies er seinem Schicksale, Schlesien und die Gränzländer wollt' er in Besitz nehmen, und zugleich den Kaiser gleichsam in Oesterreich einschliessen, u. s. w.

Die Schweden und Sachsen waren in Schlesien mit einander vereinigt wider den Kaiser. Den Sachsen und ihrem bestechlichen Arnheim war nicht viel zu trauen. Dies offenbarte sich bald, als der Graf Terzki, vom Waldsteiner abgeschickt, im Lager der Vereinigten ankam, und den General Arnheim bat, sich zum Herzog von Friedland zu begeben, weil dieser von wichtigen Dingen mit ihm zu reden hätte. Er folgte dieser Einladung, und Arnheim ward näher von Waldsteins Entwürfen unterrichtet. Dem schwedischen Obersten Fels sagte Waldstein noch insgeheim,

heim, daß er, wenn Ferdinand den Frieden länger verweigern würde, sich mit den Protestanten verbinden, und den Kaiser zum Teufel jagen wollte, u. d. gl.

Zur Entwicklung seiner Plane suchte Friedland durch einen Waffenstillstand Zeit zu gewinnen; ja er zog auch Frankreich auf seine Seite, und der König selbst schrieb an ihn, und versprach alle Unterstützung. Zugleich erklärte Richelieu, daß sein Monarch sehr wohl zufrieden wäre, wenn Waldstein König von Böhmen würde. Der Herzog von Bayern sollte schon so weit gebracht werden, daß er Waldsteinen nicht hinderlich sein könnte, und wollte er Frankreichs Partie nicht ergreifen, so sollte er der Rache des Herzogs von Friedland ganz überlassen seyn. Ja man wollte Waldsteinen alles mögliche erlauben; nur sollte er Oesterreichs Feind seyn.

Axel Oxenstierna dachte ehrlicher als Richelieu bey der Eröfnung von Waldsteins Planen. Er hielt sie für so gefährlich, daß er nicht einmal erlaubte, davon zu reden. Als Arnheim von Dresden nach Schlesien zurückkam, erklärte Waldstein ganz unvermuthet: er sehe wohl, daß ein dauer-

dauerhafter Friede unmöglich sey, ehe man die Ausländer aus Deutschland entfernt habe. Er wünschte daher, daß die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg ihr Kriegsvolk vereinigen mögten, um die Schweden zu verjagen.

Hierauf schloß er unversehens die Schweden bey Steinau ein, überrumpelte die Mark Brandenburg und die Lausitz, sezte aber doch seine Unterhandlungen mit Brandenburg und Sachsen fort, und beschleunigte durch seine räthselhaften und widersinnigen Vorkehrungen sich nicht den Weg zum böhmischen Throne. Denn im Jänner 1634 fingen die Aeusserungen über sein verdächtiges Betragen am kaiserlichen Hofe an, laut zu werden.

Zur Vermehrung der Unzufriedenheit über ihn trug der Churfürst von Bayern nicht wenig bey. Es verdroß ihn heftig, daß Waldstein ihm so absichtlich langsam zu Hilfe kam, und daß er auf einmal wieder nach Böhmen umkehrte, die Sachsen zu vertreiben, gleichsam als wenn an Böhmen mehr als an Bayern gelegen wäre. Er beklagte sich in Wien öffentlich über Waldsteins Treulosigkeit und Verrätherey, mit der Erklärung: wenn

wenn der Kaiser keinen andern General ernennen, oder Bayern besser vertheidigen würde, so wär' er genöthigt, mit seinen Feinden einen besondern Frieden zu schließen etc.

Keiner von den kaiserlichen Ministern hatte aber den Waldsteiner schärfer beobachtet, als der Graf Maximilian von Trautmannsdorf. Er als Waldsteins Nachbar hatte diesen einmal in Pilsen besucht. Waldstein hatte ihn mit der vorzüglichsten Achtung aufgenommen, und ihm erklärt: daß er ihn noch höher schätze, als den Fürsten von Eggenberg, und daß er ihm im Vertrauen sagen wolle, er würde sich blos mit der Ober- und Nieder-Lausitz, mit der Neumark und mit den Herzogthümern Glogau und Sagan begnügen. Der Kaiser müßte sowohl alle diese Länder, als auch sein Herzogthum Friedland von der Erb-Unterthänigkeit befreien, und sie dem obersächsischen Kreise einverleiben. Alles dieses entdeckte Trautmannsdorf in der Stille; auch der Herr von Scharfenberg, des Herzogs von Friedland Oberhofmeister, warnte den Kaiser.

Waldstein überschritt indessen alle Gesetze der Mäßigung und Klugheit. Er vertraute die wich-

tigsten Kriegsstellen seinen Günstlingen an, gab z. B. seinem Schwager Terzki die Generals-Stelle über die Reiterey, und untergab ihm noch sieben andre Regimenter von Kürassirern, Dragonern und Fußvolk. Sein zweeter Vertrauter war Illo oder Ilowsky, ein Pohle, durch den er die Gesinnungen seiner Officiers erforschen lies. Und alle antworteten einstimmig, daß sie den Herzog nie verlassen würden. Waldstein lies sich demungeachtet aber recht sehr bitten, ehe er sich dem Scheine nach entschloß, das Kommando ferner zu behalten.

Drauf wurden die meisten Stabsmänner und Hauptleute des Heeres durch allerlei Trug belistet, eine Verpflichtungs-Formel anzunehmen und zu unterschreiben. Sie waren aber vorsichtig genug, alle Verhandlungen zwischen ihnen und dem Herzog an den Kaiser zu berichten. Besonders that dieses Piccolomini, vor welchem Terzki den Waldsteiner immer gewarnt hatte. Waldstein aber pflegte zu antworten: „Ich kenne Piccolomini's rechtschaffene Denkart. Ich habe ihm seine Nativität gleichfalls stellen lassen; wir sind beyde unter einem Planeten geboren, und unsre Gesinnungen stimmen daher vollkommen überein."

Trotz diesem astrologischen Vertrauen eilte Piccolomini nach Wien, um dem Kaiser von der bevorstehenden Gefahr Nachricht zu bringen. Dieser lies alles, was von Waldsteins Befehlen abhängen konnte, in Verhaft nehmen, und beschloß, ohne weitere Umstände den Friedländer abzusetzen, dem Grafen von Gallas das Oberkommando zu übergeben, der Grafen Terzki und Ilowsky sich auf die schnellste Art zu bemächtigen, und den Waldsteiner selbst lebendig oder todt der Gerechtigkeit einzuliefern.

Die vertrautesten Officiers arbeiteten nun gegen Waldstein, besonders Gallas und Piccolomini; und mit der grösten Vorsicht gingen alle zu Werke. Jezt schöpfte Waldstein Verdacht. Keiner seiner Abgeordneten kam zurück. Manche Vornehme verließen Pilsen ohne sein Vorwissen. Er witterte Verrätherei, und traf schleunig allerhand Anstalten, derselben auszuweichen. Dennoch hatte er noch die Dreistigkeit, die Obersten und Kommendanten, die sich zu einer zwoten Zusammenkunft eingestellt hatten, vor sich zu rufen, und ihnen zu sagen: sie würden sich wohl noch erinnern, wie er bloß auf ihre Bitten das Oberkommando ferner beyzubehalten beschlossen habe.

Nun hab' er ihnen zwar für ihren Aufwand aus seinen eignen Mitteln Entschädigung versprochen, da aber die Kontributionen nicht einliefen, und er doch sein Wort halten wollte, so wünschte er, daß sie sich mit dem Feldmarschall Ilowsky über die Mittel berathschlagen mögten, wie jeder zu seiner Bezahlung gelangen könnte, u. s. w.

Er lies ihnen hierauf eine andere Verpflichtungs-Formel zur Unterzeichnung vorlegen, worin die Versicherung stand, daß es den Unterzeichneten niemals in den Sinn gekommen sey, wider den Kaiser und seine Regierung, oder wider die katholische Religion das geringste zu verstatten, oder selbst etwas vorzunehmen.

Waldsteins Gegenverordnungen kamen alle zu spät. Durch kaiserliche Patente war der Herzog von Friedland durch ganz Böhmen für einen Empörer erklärt worden. Illo wurde durch diese Nachricht so erschüttert, daß er ausrief: nun ist das Haus Oesterreich verloren! Der Friedländer äusserte keine Erschrockenheit. Er gab sehr gelassen Befehle zum Aufbruch, und begab sich am folgenden Tage nach Eger, wo er lauter Freunde und Günstlinge, meistens Protestanten anzutreffen hofte.

Waldstein hatte das Unglück, gerade diejenigen Männer zu Vertrauten zu wählen, die seinen Untergang beschleunigten. John Gordon, ein Schotte, war durch seine Gunst vom gemeinen Soldaten bis zu einem Befehlshaber emporgestiegen; auch Buttler, und Lesley, ebenfalls ein Schotte, hatten sein Vertrauen. Dem leztern entdeckte Waldstein sein Vorhaben noch während dem Marsche nach Pilsen. Lesley eröfnete es in Eger dem Obristlieutenant Gordon, und beyde theilten es ihrem Freunde Buttler mit.

Anfangs hielten sie es für das beste, sich des Waldsteiners zu bemächtigen, und die Sache an den Kaiser zu berichten. Indem sie aber dieses beschlossen, langte ein Eilbote von Prag an, der die kaiserlichen Patente überbrachte. Gallas hatte sie überall herumgeschickt. Waldstein beschwerte sich hierauf bey Lesley über die Undankbarkeit des Kaisers, und sezte hinzu: weil zur Aussöhnung kein Mittel mehr vorhanden, und daher keine Zeit zu verlieren sey, so werde er zur Selbstvertheidigung das Kriegsvolk der Feinde in Böhmen einrücken lassen, und die Pässe zum Königreich, Eger und Elnbogen, den Pfalzgrafen von Birkenfeld einräumen.

Und in der Verwirrung entdeckte Waldstein seine geheimsten Plane, und Lesley zog aus allem den Schluß, daß man nun nicht länger säumen dürfe, seinen Entwürfen und Absichten entgegen zu arbeiten. Er berathschlagte sich also unverzüglich mit Buttler und Gordon. Der leztere fand Bedenklichkeiten. Doch wurden sie bald einig, den Herzog Friedland und seine Anhänger, weil sie sich schon in zween Tagen mit den Feinden vereinigen wollten, hinzurichten.

Am folgenden Morgen lies Illo sie zu sich rufen, und ermahnte sie, dem Herzog von Friedland treu zu bleiben. Sie entschuldigten sich mit ihrem dem Kaiser geschwornen Eide. Illo stellte ihnen vor, der Herzog wäre ihr General, und wenn er sie von dem Eide, der sie bedenklich und unentschlossen machte, frey spräche, so wären sie dem Kaiser auch nicht weiter verpflichtet. Sie baten sich einige Bedenkzeit aus, um zu erwarten, ob sich der Kaiser und der Herzog indessen vergleichen würden. Ein einziger Tag wurde ihnen zu ihrer Entschließung bewilligt.

Indessen hatte Waldstein Befehl gegeben, alle Bürger zu Eger am folgenden Tag auf das

Rathhaus zu fodern, und sie unter den schärfsten Drohungen zu nöthigen, daß sie ihm huldigen mögten. Die drey Verschwornen wurden nun einig, daß Gordon die Grafen Illo, Terzky, und Kinsky, imgleichen den Rittmeister Neumann, als die vornehmsten Anhänger des Herzogs auf das Schloß zum Abendessen einladen sollte.

Gegen Abend entdeckten sie noch ihren Entschluß dem Obristwachtmeister Geraldino, der sich mit ihnen durch einen Eid verband, und sich überdies erbot, sechs handfeste Soldaten auszusuchen, welche die Hinrichtung besorgen könnten. Späterhin wählten sie sich noch drey Hauptleute zu Gehilfen, und sogar einen von Terzky's eignem Regimente. Es ist allerdings auffallend, daß von acht Officieren, welche in der Verschwörung waren, keiner dem Herzog einen Wink davon gab. Vielleicht waren einige darunter Freunde jener achtzehn Officiers, welche Waldstein wegen der Schlacht bey Lützen hatte hinrichten lassen.

Die vier leztern hatten die Nachtwache auf der Burg. Die Eingeladenen kamen zum Abend-Essen bey dem Oberstlieutenant Gordon. Kaum hatte

man sich niedergesezt, so bezogen auch dreyßig Buttlersche Dragoner die Burg. Die sechs Hinrichter verfügten sich mit Geraldino in das nächste Zimmer beym Speisesaal. Die übrigen stellten sich vor die beyden Thüren des leztern, damit die Bedienten der Eingeladenen ihnen nicht zu Hilfe kommen könnten.

Gordons Gäste äusserten sich beym Trunke sehr unvorsichtig über die Absicht des Friedländers, und tranken auf sein Wohl, wobey sie *ihn* nicht als ihren General, sondern als ihren Herrn hochleben liessen. Der Nachtisch ward aufgehoben. Lesley lies nun die Zugbrücke aufziehen, und nahm alle Thorschlüssel zu sich. Drauf lies er dem Geraldino sagen, keine Zeit mehr zu verlieren. Jezt traten die sechs Meuchler herein, und riefen: Es lebe Ferdinand! Geraldino fuhr fort: Viva la casa d'Austria! Zugleich erschien der Rittmeister Deveroux mit seinen Dragonern, trat vor die Tafel, und fragte: wer ist gut kaiserlich? Die drey Urheber der Verschwörung standen auf, nahmen ein Licht in die Hand, hieltens in die Höhe, und riefen: Vivat Ferdinandus! Die Dragoner warfen die Tafel um. Man fiel über die vier Eingeladenen her. Kinsky,

ein starker, muthiger und entschlossener Mann, der unten an der Tafel saß, wurde sogleich erschossen. Illo wollte sich wehren, wurde aber auch bald niedergemacht. Terzky bat um Schonung seines Lebens. Man konnte ihm wegen seines Kolets von Elendshaut nicht sogleich beykommen. Endlich ward er aber doch auch ermordet, so wie Neumann, der sich in ein Gewölbe geflüchtet hatte.

Diese Mordscene fiel zwischen sieben und acht Uhr vor (am 25 Hornung 1634), und es erhob sich gegen acht Uhr ein gewaltiger Sturmwind, der bis Mitternacht dauerte, und mit den schröcklichen Auftritten dieser Nacht sehr gut übereinstimmte.

Lesley begab sich ungesäumt in die Stadt auf den Marktplatz, um Kundschaft einzuziehen. Wegen zweyer Musketenschüsse, die auf ihn selbst von der Burgwache beym Thore geschehen waren, hatten mehrere Wachen zum Gewehre gegriffen, und sich versammelt. Er machte sie mit dem ganzen Vorfalle bekannt, und verlangte, daß sie dem Kaiser nochmals schwören, und ihm und seinen Freunden bey der Ausführung der

Sache Beystand leisten sollten. Sie waren alle willig. Man traf nun die sichersten Anstalten, um die Diener und Anhänger der Ermordeten an allem Lärmen zu verhindern.

Und jezt ist dein Stündlein gekommen, du Mann des Todes, Albrecht von Waldstein. Illo hatte Abends geäussert, der Herzog würde in drei Tagen ein Heer zusammenbringen, wie er noch keines gehabt hätte. Und Neumann hatte sich verlauten lassen, Waldstein wollte, weil der Kaiser die teutsche Freiheit unterdrückte, sie wenigstens für seinen Theil so rächen, daß er nächstens seine Hände in der Herren von Oesterreich Blute waschen würde. Dies befeuerte sie zu schneller Rache.

Gordon versah die Burgwache, Lesley besezte den Markt, und Buttler eilte mit Deveroux und dreyßig Mann nach Waldsteins Wohnung. Deveroux hatte im Kampfe mit Terzky seinen Degen zerbrochen, er riß also jezt einem Soldaten im Schlosse die Picke aus der Hand, und nahm noch sechs Hellebardirer mit sich.

Wald-

Waldstein wohnte auf dem Markte, neben seinem Schwager Terzky und dem Grafen Kinsky. Er hatte sich bereits zu Bette gelegt. Seni, sein Astrologe, (mit dem er eben disputirt hatte, ob die Gefahr für ihn nunmehr vorüber sei, oder nicht?) war eben von ihm weggegangen, als Deveroux mit seinen sechs Mord-Trabanten ins Haus trat. Die Wache ließ ihn ein, weil sie sich einbildeten, daß er Rapport abstatten müste. Ein Page, der ihm mit einem Becher begegnete, wollte Lärmen machen; er ward sogleich mit einer Pike durchstochen. Hierauf ging einem Soldaten die Muskete loß. Waldstein erhob sich vom Bette, ging ans Fenster, und fragte, was es gäbe? Da tönte ihm nun das Heulen und Wehklagen der Gemahlinnen Terzky's und Kinzky's aus dem nächsten Hause entgegen. Indessen kam Deveroux mit seinen Gehilfen ans Vorzimmer, wo ihm ein Kammerdiener zu verstehen gab, daß er kein Geräusch machen sollte, weil der Herzog schlafe. „Freund, jezt ist es Zeit zu lärmen!" versezte Deveroux, und klopfte wüthend an die Thüre. Sie war verriegelt. Man sprengte sie mit den Füssen ein. Waldstein stand an den Tisch gelehnt im blosen Hemde.

„Bist

„Bist du der Verräther (schrie ihn Deveroux an), der das kaiserliche Kriegsvolk dem Feinde zuführen, und dem Kaiser die Krone vom Haupt herunterreissen will? Deswegen must du jezt sterben!"

Unerschrocken stand Waldstein da, ohne den Mörder einer Antwort zu würdigen.

„Du must sterben," sagte Deveroux noch einmal, und besann sich. Vielleicht sammelte er Muth, den wehrlos vor ihm stehenden General, vor dem halb Europa gezittert hatte, niederzustossen.

Der Herzog bewegte blos die Lippen, breitete seine Arme aus, um die Brust zu entblösen, und wollte vielleicht eben etwas sagen, als ihn Deveroux mit der Picke durch die Brust sties. Er stürzte sogleich zwischen den Fenstern nieder, und ohne einiges Aechzen starb er. Im Niederfallen sprüzte sein Blut an die Wand.

Buttler und Lesley verschlossen hernach die Kanzlei, und liessen Waldsteins Leichnam in einen rothen Fusteppich, der vor dem Bette lag, einwickeln, und auf die Burg führen. Hier blieb er noch den folgenden Tag im Hofe liegen, und

erstarrte so sehr, daß man ihn mit Mühe in den Sarg legen konnte.

Buttler eilte mit Deveroux nach Wien. Ferdinand, der eben in seiner Hofkapelle war, reichte Buttlern die Hand, lobte seine Treue, und lies ihm darauf durch den Wiener Bischof eine goldene Kette umhängen. Obendrein erhielt er noch den Kämmererschlüssel, ward ein Graf, und durfte mit Gordon Terzky's Güter theilen. Deveroux wurde auch mit solchen Gütern und einer Gnadenkette belohnt. Lesley bekam die ganze Herrschaft Neustädtel, den Kämmererschlüssel, die Hauptmannsstelle bei der Trabantengarde, ein Regiment Fußvolk bei dem König von Ungarn, und zulezt den Grafentitel.

Die übrigen Verschwornen wurden mit grossen Geschenken an Geld belohnt; und Waldsteins übrige Güter in Böhmen verschenkte der Kaiser an die Feldherrn Gallas, Aldringer, Piccolomini und Colloredo. Sagan behielt er für sich. Für die Ermorderten ließ Ferdinand dreitausend Seelenmessen lesen, um sich mit ihren Geistern zu versöhnen.

Im Verlag der Gegelischen Buchdruckerey und Buchhandlung in Frankenthal ist ferner zu haben:

Auferstehung der Todten, nach der eigentlichen Lehre Jesu Christi. Ein Versuch von *** 8. 1788. 8 kr.
Bahrdts, (D. K. Fr.) zwo Predigten, 8. 1791. 8 kr.
Biblia, das ist, die ganze heilige Schrift alten und neuen Testaments nach der Uebersetzung und mit den Vorreden und Randglossen D. Martin Luthers mit neuen Vorreden, Summarien, weitläufigen Paralellen, Anmerkungen und geistlichen Anwendungen, auch Gebeten auf jedes Kapitel, wobey zugleich nöthige Register beygefüget sind, ausgefertiget von D. Christ. Matth. Pfaffen zu Tübingen, 9 Bände, 8. Speyer. 2 fl.

Bibliothek, (auserlesene) der besten Moralischen und Oeconomischen Schriftsteller. Mit gnädigstem Privilegio. 1ter Band. Diese Bibliothek enthält:
Bahrdts, (D. Carl Fried.) Handbuch der Moral für den Bürgerstand. Neueste Auflage. 8. 1790. 40 kr.

Eberlins, (Phil.) Antiphädon über die Natur, 8. 1784. 12 kr.
Enfields, (Wilh.) Gebete zum Gebrauch beym häußlichen Gottesdienst, nebst Communionandachten, und Gebeten für Kinder, aus dem Englischen, 8. 15 kr.
Feddersens (Jac. Fried.) Unterhaltung mit Gott in besondern Fällen und Zeiten. 8. Speier. 45 kr.
Felbigers, (Ignaz) Kern der biblischen Geschichte alten Testaments, daraus der Jugend die vornehmsten Begebenheiten des Volkes Gottes, und der berühmtesten Personen aus diesem Volke, sehr leicht bekannt gemacht werden können, 8. 6 kr.
Göckings Lieder zweier Liebenden, 8. 15 kr.
Leben und Thaten des Joseph Balsamo, sogenannten Grafen Caglistro. Nebst einigen Nachrichten über die Beschaffenheit und den Zustand der Freymaurersekten. Aus den Akten des 1790 in Rom wider ihn geführten Prozesses gehoben, und aus dem in der päbstlichen Kammerdruckerey erschienenen italienischen Originale übersezt. 8. 1791. 24 kr.
Leyseri, (August) Meditationes ad Pandectas &c. XIII. Tomi. ganz complet. Editio Nova. 4. 1778—83. 19 fl.

Luce,

Luce, (J. W. L.) Sinngedichte. 8. 1791. 12 kr.
Mayers, (M. Joh. Ad.) Beichtreden am Krankenbette, 8. 10 kr.
Register, (vollständiges) über die von Herrn Michael Ignaz Schmidt herausgegebenen Geschichte der Deutschen, zu der in meinem Verlag herausgegebenen und in 12 Bänden bestehenden Ausgabe, 8. 1786. 40 kr.
Reichs, (J. C. F.) Beschäftigungen des Herzens mit Gott in den Morgen- und Abendstunden, oder hundert Morgen- und eben so viel Abendbetrachtungen, 8. 36 kr.

Sammlung der besten Schriftsteller, welche die Geschichte, besondere Rechten, Sitten und Gewohnheiten der Völker nach ihren Grundsätzen abgehandlet haben. Mit Röm. Kaiserl. allergnädigstem Privilegio. 72 Bände. 8. 1783-91. 29 fl.

Diese Sammlung enthält:

Schmidts, (Mich. Ign.) Geschichte der Deutschen, neue nach der in Wien von dem Herrn Verfasser verbesserten, und nun mit Registern versehenen, auf das genaueste abgedruckte Auflage. 12 Bände. 4 fl. 48 kr.
— — neuere Geschichte der Deutschen, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 10ter Band. 4 fl.
Geschichte der Kreuzzüge nach dem heiligen Lande. 3 Bände. 1 fl. 12 kr.
Sprengels, (M. C.) Geschichte der Revolution von Nord-Amerika, nebst einer Privatgeschichte der Amerikanischen Krieger und Staatsmänner. Mit einer illuminirten accuraten Charte von diesem neuen Freystaate. 24 kr.
Hume's (David) Geschichte von England oder Grosbritannien, 20 Bände. 8 fl.
Dr. Goldsmiths Geschichte der Griechen von den frühesten Zeiten bis auf den Tod Alexanders des Großen. 3 Bände. Mit nöthigen Berichtigungen aus dem Englischen übersezt. 1 fl. 12 kr.
Dr. Goldsmiths Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums. A. dem Engl. Neue Aufl. 4 Bände. 1 fl. 36 kr.
Müllers (Joh.) Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 1. 2. 3. 4 5. 6. 7. 8. 9ter Band. 3 fl. 36 kr.

Wird fortgesezt.

Schillers, (Fried.) Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs. 1ter Band. 24 kr.
Cunningham's, Esq. (Alexander) Geschichte von Großbritannien von der Revolution im Jahre 1688 bis zur Thronbesteigung Georgs des Ersten. Aus dem Englischen. 8 Bände. 1791. 3 fl. 12 kr.

Blum's,

Blum's, (Georg Franz von) Critische Untersuchung der Mitternächtlichen Elsasser-Gränze. Zur Erläuterung des vierten Artickels des Riswicker Friedens, und des siebenten der Wiener-Friedens-Präliminarien. Mit 28. Urkunden. 1ter Band. 8. 1791. 36 kr.

Sammlung der besten Medicinischen und Chirurgischen Schriften. Mit Röm. Kaiserl. allergnädigstem Privilegio. 44 Bände. 28 fl. 48. kr.

Diese Sammlung enthält:

Zückerts, (Joh. Fried.) medicinisches Tischbuch, oder Cur und Präservation der Krankheiten durch diätetische Mittel. 3te vermehrte Auflage 8. 1789. 24 kr.

Schmuckers (Joh. Leb.) Wahrnehmungen der Wundarzney-kunst. 2 Theile. 8. 48 kr.

— — — vermischte Chirurgische Schriften. 3 Bände. Neue Auflage. Mit Kupfern. 8. 1788. 1 fl. 24 kr.

Lieutauds, (Jos.) Inbegriff der ganzen medicinischen Praxis, oder Beschreibung und Cur aller innerlichen und äusserlichen Krankheiten. 6 Bände. 8. 1785. 2 fl. 24 kr.

Bernsteins, (Johann Gottlob) praktisches Handbuch für Wundärzte nach alphabetischer Ordnung. 8 Bände. Neueste mit einem systematischen Register versehene Auflage. 8. 1789 — 90. 3 fl. 12 kr.

Weizens, (Fried. Aug.) vermischte Beyträge zur gerichtlichen Arzneygelahrtheit in verschiedenen vorkommenden Fällen für Aerzte u. Rechtsgelehrte. 8. 1787. 24 kr.

Kämpfs, (Joh.) für Aerzte und Kranken bestimmte Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigsten Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, besonders die Hypochondrie, sicher und gründlich zu heilen. Zwote vermehrte und verbesserte Auflage, welcher die Beantwortung der dagegen gemachten Einwendungen angehängt ist. Mit einem Kupfer. 8. 1787. 1 fl.

Richters, (Aug. Gottl.) Anfangsgründe der Wundarzney-kunst, 1. 2. und 3ter Band. Neueste Auflage. Mit Kupf. 8. 1788 — 90. 3 fl. 36 kr.

Richters, (Aug. Gottl.) Chirurgische Bibliothek. 1ter bis 10ter Band. Neue Auflage. Mit Kupfern. 12 fl.

Wird fortgesezt.

Bernsteins, (Johann Gottlob) practisches Handbuch der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer. 4 Bände. Neueste Auflage. 8. 1791. 1 fl. 36 kr.

Frank's, (D. Joh. Pet.) System einer vollständigen medicinischen Polizey. 1. — 5ter Band. 8. 1791. 2 fl.

Wird fortgesezt.

Blum's, (Georg Franz von) Critische Untersuchung der Mitternächtlichen Elsasser=Gränze. Zur Erläuterung des vierten Artickels des Riswicker Friedens, und des siebenten der Wiener = Friedens = Präliminarien. Mit 28. Urkunden. 1ter Band. 8. 1791. 36 kr.

Sammlung der besten Medicinischen und Chirurgischen Schriften. Mit Röm. Kaiserl. allergnädigstem Privilegio. 44 Bände. 28 fl. 48. kr.

Diese Sammlung enthält:

Zückerts, (Joh. Fried.) medicinisches Tischbuch, oder Cur und Präservation der Krankheiten durch diätetische Mittel. 3te vermehrte Auflage 8. 1789. 24 kr.

Schmuckers (Joh. Leb.) Wahrnehmungen der Wundarzneykunst. 2 Theile. 8. 48 kr.

— — — vermischte Chirurgische Schriften. 3 Bände. Neue Auflage. Mit Kupfern. 8. 1788. 1 fl. 24 kr.

Lieutauds, (Jos.) Inbegriff der ganzen medicinischen Praxis, oder Beschreibung und Cur aller innerlichen und äusserlichen Krankheiten. 6 Bände. 8. 1785. 2 fl. 24 kr.

Bernsteins, (Johann Gottlob) praktisches Handbuch für Wundärzte nach alphabetischer Ordnung. 8 Bände. Neueste mit einem systematischen Register versehene Auflage. 8. 1789 — 90. 3 fl. 12 kr.

Weizens, (Fried. Aug.) vermischte Beyträge zur gerichtlichen Arzneygelahrtheit in verschiedenen vorkommenden Fällen für Aerzte u. Rechtsgelehrte. 8. 1787. 24 kr.

Kämpfs, (Joh.) für Aerzte und Kranken bestimmte Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigsten Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, besonders die Hypochondrie, sicher und gründlich zu heilen. Zwote vermehrte und verbesserte Auflage, welcher die Beantwortung der dagegen gemachten Einwendungen angehängt ist. Mit einem Kupfer. 8. 1787. 1 fl.

Richters, (Aug. Gottl.) Anfangsgründe der Wundarzneykunst, 1. 2. und 3ter Band. Neueste Auflage. Mit Kupf. 8. 1788 — 90. 3 fl. 36 kr.

Richters, (Aug. Gottl.) Chirurgische Bibliothek. 1ter bis 10ter Band. Neue Auflage. Mit Kupfern. 12 fl.

Wird fortgesezt.

Bernsteins, (Johann Gottlob) practisches Handbuch der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer. 4 Bände. Neueste Auflage. 8. 1791. 1 fl. 36 kr.

Frank's, (D. Joh. Pet.) System einer vollständigen medicinischen Polizey. 1. — 5ter Band. 8. 1791. 2 fl.

Wird fortgesezt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich, 1759-1805

Geschichte des dreißigjährigen Krieges

Bd.: 2.

Frankenthal (1791)

Bibl.Mont. 1689-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10717036-0
VD18 80115330-001